

## Allgemeine Literaturzeitung.

N<sup>ro</sup>. 35.

Dienstag den 2. May.

1815.

## Philosophie.

*Argumentorum de moralitate mortis voluntariae agentium disquisitio.* Autore Tage Christiano Müller, in ecclesia Königensi Sioellandiae sacerorum ministro. Hauniae. 1814. Typis Andreae Seidelin. 7 1/4 Bogen in klein 8.

Eine zwar kleine, aber mit weitsichtiger Belesenheit und reifem Urtheil verfasste Schrift, die für alle Gattungen von Gelehrten interessant seyn muß, da der Gegenstand so wichtig ist, und die Meinungen hierüber so verschieden sind. Man findet hier in Kürze fast alles, was für und wider den Selbstmord ist gesagt worden, nicht nur sorgfältig gesammelt, sondern auch mit tiefer Einsicht geprüft, und das Resultat besteht in zwey haltbaren Gründen gegen die Zulässigkeit des Selbstmordes. Hr. Müller bemerkt im Eingang, die Verschiedenheit der Meinungen über so manche Fragen sey in sich kein so großes Unglück, sondern vielmehr eine mächtige Triebfeder zur Thätigkeit und zu immer schärferen Untersuchungen, denen wir viele endlich entdeckte Wahrheiten zu danken haben; nur sey zu bedauern, daß der alte Spruch: *diversum sentire duos de iisdem rebus, incolumi semper amicitia liceat*, so selten ist beobachtet worden, sondern häufig, nicht nur in der speculativen Theologie, sondern auch in der theoretischen Philosophie, Streitigkeiten entstanden, die mehr aus Eingenommenheit für eine Meinung, als um die Wahrheit auszuforschen, geführt wurden, und nur gar zu oft bitteren Haß und unversöhnliche Feindschaften entzündet haben, aus welchen nicht selten vieles Unheil entstanden ist, obgleich die streitigen Fragen gar oft kaum einige Wichtigkeit hatten, oder doch Wahrheit und Tugend nicht beförderten. In der Sittenlehre herrsche zwar mehr Einigkeit, und obgleich auch hier über den obersten Grundsatz, und über den ächten Beweggrund der Handlungen, Streitigkeiten obwalten; so sey man doch

Fünftes Heft.

insgemein ziemlich einig, was recht und was unrecht, was löblich und was schändlich, was gut und was böse sey, und die über das höchste Princip der Moral, und über den ächten Beweggrund der sittlichen Handlungen streiten, kommen doch in den Folgerungen insgemein überein; aber es mangle doch auch in diesen nicht an spitzigen Fragen, die verschieden beantwortet werden, und unter diesen ist die Frage: ob der Selbstmord in keinem Falle, in keinen Umständen mit dem Sittengesetze vereinigt werden könne, eine der wichtigsten, die nun der Hr. Verf. genauer und vollständiger, als bisher geschehen ist, untersuchen will. Die Abhandlung ist in sechs Abschnitte getheilt.

Im ersten Abschnitt suchet der Hr. Verf. die Ursachen auf, warum der Selbstmord in manchen Umständen, von vielen, besonders in alten Zeiten nicht nur gebilligt, sondern auch gerühmt wurde. Er gestehet zwar, daß die Ursachen in einzelnen Fällen und bey einzelnen Personen oft tiefer liegen, als daß sie entdeckt werden könnten; im Allgemeinen aber gibt Hr. Müller folgende sieben Ursachen an. I. Die verschiedene Gemüthsfassung, Denkungsart und Lage der Nationen in verschiedenen Zeiten. So war im Alterthume, als sich Staaten bildeten, und gegen Feinde immerfort zu vertheidigen hatten, Tapferkeit, Heldenmuth, Verachtung und Aufopferung seines Lebens, als die größte Tugend, geschätzt und gepriesen; daher dann der Selbstmörder, der die angeborne Liebe des Lebens besiegte, als ein Held angesehen und bewundert wurde. II. Vaterland und Freyheit ging den Alten über alles, für welche sie gern das Leben hingaben; nichts war ihnen unerträglicher als der Verlust der Unabhängigkeit. Diese Gesinnungen wurden ihnen in der ersten Jugend eingeffloßt, und erhielten mit den Jahren eine unüberwindliche Stärke; daher sich so manche entleibten, um nicht ihren Nacken unter das Joch zu beugen, wie Brutus, Cassius, Cato. III. So lang die Sittenlehre nicht insbesondere bearbeitet wurde, wurden die Pflichten ge-

gen sich selbst kaum beachtet, und die Pflichten gegen Andere waren darauf beschränkt, Andern nicht auffallend Unrecht zu thun. So ward der Selbstmord in Ehren gehalten, weil man nicht bemerkte, daß durch denselben nicht nur die Pflichten gegen sich selbst, sondern auch einige unbemerkte Pflichten gegen Andere verletzt werden. IV. Da die Religion der Heiden mit der Sittlichkeit in keiner, oder doch in einer sehr lockeren und schwachen Verbindung stand, auch nichts als Aberglaube enthielt, und von den Obrigkeiten als ein Mittel durch Täuschung und Betrug das Volk zu lenken, betrachtet und gebraucht wurde, die Philosophen aber von den wichtigsten Wahrheiten nichts als schwankende oder falsche Meinungen hegten: so konnte aus der Religion kein Grund gegen den Selbstmord hergenommen werden. V. Selbst die christliche Religion ist von einigen zur Vertheidigung des Selbstmordes gemißbraucht worden, indem sie wähten, unerträgliche Drangsalen seyen eine Stimme Gottes, die sie aus diesem jammervollen Leben zur ewigen Glückseligkeit abrufe, wo nichts als Tugend und Freude auf sie warte. VI. Der innere und äußere Zustand gibt oft den falschen Gründen für den Selbstmord ein großes Gewicht; denn der glückliche und bescheidene Mensch, der unmäßigen Begierden keinen Raum gestattet, und nichts verlangt, was nicht zu erlangen ist, urtheilet vom Selbstmord ganz anders als der Unglückliche, der mit Heftigkeit dasjenige wünschet, was ihm versagt ist, oder der in tiefem Elend schmachtet, und ohne Aussicht auf ein besseres Loos, noch etwas Schlimmeres in der Zukunft ahnet, welches oft noch durch das Temperament schwärzer dargestellt wird, als es wirklich ist. VII. Die Gesellschaft und Verbindung, in welcher der Mensch lebt, hat häufig auch in die Beurtheilung des Selbstmordes einen mächtigen Einfluß; denn nimmt sich ein bekannter, sonst rechtschaffener und hochgeschätzter Mann das Leben, so urtheilet sein Freund hierüber weit gelinder, als über lasterhafte Selbstmörder.

Im zweyten Abschnitt untersucht Hr. Müller, wer eigentlich ein Selbstmörder zu nennen sey. Da nur vom freywilligen Selbstmord die Rede seyn kann, so nimmt man die Wahnsinnigen, die keinen Gebrauch ihrer Vernunft und Freyheit haben, von der Zahl der freywilligen Selbstmörder aus; allein dieses kann, wie Hr. Müller richtig bemerkt, in die Beurtheilung der Selbstmörder im Allgemeinen, keinen Einfluß haben; denn es ist gewiß, daß nicht alle Selbstmörder wahnsinnig waren, gewiß nicht die Stoiker. Heftige Leidenschaften beschränken zwar die Freyheit, heben sie aber nicht ganz auf, und wenn sie sie auch

gänzlich aufheben, so wird die Handlung, die aus einem solchen Zustande entspringt, doch zugezogen, weil der Mensch durch sein vorhergegangenes Betragen sich selbst in diesen Zustand versetzt hat. Selbst den eigentlichen Wahnsinn kann der Mensch durch sein vorgehendes unordentliches ausgelassenes Leben sich zugezogen haben, und so kann ihm auch der, aus demselben folgende Selbstmord zugerechnet werden. Die ohne ihre Schuld wahnsinnigen Selbstmörder sind freylich den freywilligen Selbstmördern nicht zuzuzählen; aber zu beurtheilen, ob der Wahnsinn unverschuldet oder verschuldet sey, ist dem Menschen bey weitem nicht immer möglich. Hr. Müller schließet aber diejenigen von den freywilligen Selbstmördern aus, die auf Befehl der Obrigkeit sich selbst das Leben nehmen, wie Sokrates, Seneca, und andere, weil sie nur der Obrigkeit gehorchen; wollten sie ungehorsam seyn, so würden sie sich nur einem schmerzlicheren Tode aussetzen, oder Empörungen anzetteln, während der Weigerung aber Begnadigung zu erhalten, steht nicht zu hoffen. Dagegen ist der, in der Schlacht schwer verwundete Soldat, der sich, um die Schmerzen zu endigen, selbst tödtet, ein freywilliger Selbstmörder, weil er nicht gewiß seyn kann, daß sein Tod ohnehin bald folgen werde. — Wer unwissend ohne seine Schuld Gelegenheit gibt zu seinem erfolgenden Tode, ist kein freywilliger Selbstmörder; nur bleibe zu untersuchen übrig, ob er diese Folge nicht hätte vorhersehen können und sollen, und ob also die Unwissenheit nicht verschuldet sey. Doch sind diejenigen, die nicht vorsätzlich den Tod suchen, nach dem Sprachgebrauche den freywilligen Selbstmördern nicht beyzuzählen, z. B., wenn jemand neben dem Meere gehet, und unversehens in dasselbe hineinstürzt. — Hr. Müller stimmt denjenigen nicht bey, welche behaupten, daß, wer sich durch Laster das Leben abkürzet, ein feiner Selbstmörder zu nennen sey, weil ein solcher den Tod nicht sucht, sondern im Gegentheil ein langes Leben wünschet, um lange die sinnlichen Lüsten zu genießen. (Dieß stimmt aber doch mit der vorhergehenden Behauptung nicht wohl zusammen, daß auch der ein Selbstmörder sey, der voraussehen kann, daß aus seiner Art sich zu benehmen, der Tod folgen werde.) Hr. Müller gesteht zwar, daß diejenigen, die sich aus Pflicht das Leben nehmen, den Selbstmördern nicht beygezählt werden sollen; wenn aber der Selbstmörder sich nur einbildet, die Endigung des Lebens sey seine Pflicht, um dem Unglücke zu entgehen, so kann er vom Selbstmord nicht entschuldigt werden, wie Robekius, der ein großes, aber sehr langweiliges Buch zur Vertheidigung des Selbst-

mordes, *εὐλογον ἔξοδον*, geschrieben, und sich hernach in die Weser gestürzt hat. — Dem Ausdrücke nach sind zwar auch diejenigen, die, um Anderen zu Hilfe zu kommen, gefließentlich ihr Leben endigen, Selbstmörder; aber nach dem Sprachgebrauche wird zum Selbstmorde die Absicht erfordert, dem Elende und Unglücke zu entgehen. So war weder Codrus, noch Decius im strengen Sinn ein Selbstmörder, weil beyde sich nicht dem eigenen Unglück entziehen, oder für sich Vortheil zu ziehen, sondern um den Staat zu retten, den Tod gesucht haben. Hr. Müller beschließt diesen Abschnitt S. 32: „*mors voluntaria latiori sensu igitur est quaevis actio, qua quis sponte et consulto decedit e vita. Mors voluntaria sensu strictiori est quaevis actio, qua quis sponte et consulto e vita decedit, eo consilio perpetrata, ut vita, miseriae effugiendae vel felicitatis promovendae causa, finiatur.*“

Im dritten Abschnitte beantwortet Hr. Müller die zwey Fragen: ob es jemahls Pflicht, und ob es wenigstens jemahls erlaubt seyn kann, sein Leben zum Wohl mehrerer andern Menschen oder des Staates freywillig zu endigen. Die erste Frage beantwortet er verneinend, weil die Pflichten gegen sich selbst, und die Pflichten gegen Andere, gleich sind, und ob der Mensch gleich vieles, was ihm nichts nützet, zum Besten Anderer thut, und vieles unterläßt, was Anderen schädlich ist: so folget hieraus doch nicht, daß er verpflichtet sey, sich freywillig zu schaden, um Anderen zu nutzen; ist aber der Vortheil Anderer größer, als der Nachtheil, den er sich zuzieht, so muß er wohl, ungeachtet seines eigenen Nachtheils, den Vortheil Anderer befördern. Es gibt aber Handlungen, die unbedingt unsittlich sind und bleiben, so groß auch das Gute Anderer seyn mag, welches man befördern könnte, z. B., die Schulden nicht bezahlen, wogegen andere Pflichten bedingt sind, wie einen Armen unterstützen, wenn man nämlich das Vermögen dazu hat, und der Arme der Hilfe würdig ist. Es gibt aber nicht nur gegen Andere, sondern auch gegen sich selbst, solche unbedingte Pflichten, wie, sich nie von Anderen als Mittel gebrauchen zu lassen. Hieraus, sagt der Hr. Verf., sey zu entscheiden, ob man sich zum Besten des Staates nicht nur der Lebensgefahr aussetzen, sondern auch sein Leben freywillig und geradezu endigen dürfe. Der Hr. Verf. findet keinen Grund, mit welchem bewiesen werden könnte, daß dieses den unbedingten Pflichten widerspreche, wenn man nur gewiß wisse, daß aus einer solchen freywilligen Aufopferung seines Lebens die höchste Glückseligkeit entspringen wird; aber dieß sey ein äußerst seltener Fall. Doch meint er, daß auch eine

große Wahrscheinlichkeit hinreiche, welches, unserer Einsicht nach, leicht zur Schwärmerey verleiten dürfte. Curius hat demnach, nach der Meinung des Verfassers, recht gehandelt, daß er zum Besten des römischen Volkes sein Leben dahingab, wenn er nur von der Rettung des Staates durch seinen Tod, überzeugt war.

Im vierten Abschnitt werden die Gründe für, und wider den Selbstmord geprüft, doch ohne Rücksicht auf die Gesellschaft und auf die aus derselben entspringenden Pflichten, ohne Rücksicht auf Gott, Religion, göttliche Vorsicht und ein künftiges Leben; und das Resultat ist, daß ohne diese Rücksichten weder für, noch wider den Selbstmord ein gründlicher Beweis geführt werden kann. Dieser Abschnitt ist der längste, aus welchem wir also, um nicht weitläufig zu werden, nur die Hauptpunkte, in der Ordnung, wie sie der Hr. Verf. anführt, kurz anzeigen wollen. I. Die Liebe zum Leben ist auch den unvernünftigen Thieren eigen, folglich natürlich; es ist also gegen die Natur, sich das Leben zu nehmen. Allein die Liebe des Lebens ist nicht das Höchste im Menschen, muß der Pflicht nachstehen, kann auch gänzlich erlöschen, wie so viele Selbstmörder beweisen. (Hier hätte aber angemerkt werden sollen, daß die gewöhnlich sehr mächtige Liebe des Lebens ein, obgleich nicht unüberwindliches, doch natürliches Verwahrungsmittel vor dem Selbstmorde ist, und ohne diesen die Selbstmörder sehr häufig seyn würden). II. Der, für den Selbstmord von dem größten Elende eines unglücklichen Menschen hergenommene Beweis ist von den Vertheidigern am meisten geschärft, und mit den lebhaftesten Farben dargestellt worden, und H. Müller zeigt auch am ausführlichsten die Unzulänglichkeit desselben; daher wir nur die Hauptsache berühren, daß nämlich die Glückseligkeit nicht der höchste Zweck dieses Lebens ist; die Ausführung dieses Satzes müssen wir, der Kürze zu Liebe übergehen, wir können uns aber nicht entbrechen, die etwas längere, aber sehr merkwürdige Note S. 53 — 55 ganz anzuführen. Hr. Müller schreibt: „*Notum est, Borussorum, multis nominibus nominandum regem secum portasse venenum, eo, ut videtur, consilio, ut captus vel alio modo ad summum discrimen coactus, ad hoc, ut ad novissimum, auxilium descenderet. In quaestionibus a Kantio de autocheiria propositis (Heydenreich Philosophie über das Leiden der Menschheit 2ter Theil S. 198.) haud dubie ad illud factum respicitur his verbis: kann man es einem großen, unlängst verstorbenen Monarchen zum verbrecherischen Vorhaben anrechnen, daß er ein behend wirkendes Gift bey sich führte, vermuthlich, damit, wenn er in dem Kriege, den er persönlich*

fährte, gefangen würde, er nicht etwa genöthigt sey, Bedingungen der Auslösung einzugehen, die seinem Staate nachtheilig seyn könnten? Denn diese Absicht kann man ihm unterlegen, ohne das man nöthig hat, hierunter einen bloßen Stolz zu vermuthen. Docet, quaestione ita proposita satis ambiguum esse, de hac re decernere. Ad conditiones civitati suae obnoxias, libertatis recuperandae causa, assensu suo approbandas rex captivus cogi non poterat; at captivitati se exponere, est, periculum imbecillitati humanae indulgendi in se suscipere. Ab altera parte, principem amittendo morte praematura summis calamitatibus objici potest civitas. Suadet ergo Kantius, regem populo declaraturum esse, ut nullo jusso obtemperet senatus, quod in custodia retentus praescribit; qua de re facto decreto, vitam, quidquid eveniat, servaturum. Apparet, quaestionem sic propositam ad quaestiones de autocheiria strictae sic dicta non pertinere; juvat tamen conferre locum epistolae cujusdam Frederici secundi, ubi mortem se eligere velle dicit, ne opprobrio, ut ei videbatur, maculatam gereret vitam. Scribit nimirum (Oeuvres de Frederic II. Berlin 1788. T. X. p. 221. à Marquis d'Argent 28. Octobre 1760): *jamais je ne verrai le moment qui m'obligera à faire une paix desavantageuse; aucune persuasion, aucune éloquence ne pourroit m'engager à signer mon deshonneur. Ou je me laisserai ensevelir sous les ruines de ma patrie, ou si cette consolation paroissoit trop douce au destin qui me persecute, je saurai mettre fin à mes infortunes, lorsqu'il ne sera plus possible de les contenir.* Et p. 222: *si j'ai vécu pour les autres, je veux mourir pour moi, très indifférent sur ce qu'on en dira; je vous reponds même, que je ne l'apprendrai jamais.* . . . . Et p. 224: *j'ai perdu tous mes amis, mes plus chers parents; je suis malheureux de toutes les façons dont on peut l'être; je n'ai rien à espérer; je vois mes ennemis me traiter avec dérision, et leur orgueil se prépare à me fouler aux pieds etc.* — III. Die Vertheidiger des Selbstmordes behaupten, der Leib sey die Wohnung, ja der Kerker der Seele, nichts als Koth mit Organen versehen und mit Blut vermischt, Dunst des Blutes, und Luftwechselung; sie meynen also, es sey erlaubt, aus einem solchen schlechten Kerker hinauszufragen. — Aber alles dieses ist nichts anderes als ein Theil der Menschlichkeit oder des menschlichen Elends, welches, wie der Verfasser unter Nr. II. gezeigt hat, für den Selbstmord nichts beweiset, weil nicht die Glückseligkeit der höchste Zweck des Lebens ist. IV. Die wännen, das nach dem Tode nichts zu erwarten sey, wollen durch die Anwendung einer mathematischen Operation beweisen, das der freywillige Tod gewählt werden könnte, sobald die Uebel das Gute des Lebens überwiegen; aber der

Verf. zeigt, das die mathematische Operation unrichtig angewandt wird. V. Nach dem Wolfischen obersten Grundsatz der Sittenlehre: *perficite teipsum*, wurde die Unzulässigkeit des Mordes so bewiesen: *wer sich das Leben nimmt, kann sich nicht mehr vervollkommen, benimmt sich die Macht dazu, und handelt also gegen das Princip der Moral.* Der Hr. Verf. antwortet hierauf, die Existenz sey keine Vollkommenheit, und der Tod vermehre zwar die Vollkommenheit nicht, rettet aber von Unvollkommenheit, wogegen aber die Wolfischen Philosophen, wie jeder leicht sieht, einwenden würden, das Leben sey aber doch eine Bedingung, ein Mittel sich zu vervollkommen. VI. Wer mit dem Verfasser des Systéme de la nature die moralische Freyheit läugnet, kann keine Handlung, mithin auch nicht den Selbstmord widerrechtlich nennen, wogegen Hr. Müller nur bemerkt, das unsere Handlungen zwar nicht der Materie nach, aber wohl der Form nach frey sind, wobey wir die Erinnerung vermissen, das die moralische Freyheit durch das unwiderstehliche Bewußtseyn über allen Zweifel erhaben ist. VII. Viele behaupten, die Selbstmörder seyen Kranken gleich; wie es bey diesen nicht stehet, gesund zu werden, so haben es auch die Selbstmörder nicht in ihrer Macht, sich nicht zu tödten; sie seyen nicht frey, wie z. B. die sich aus Geschlechtsliebe, aus Geldgierde, aus Ruhmsucht ermorden, seyen sich nicht gegenwärtig, haben keinen Gebrauch ihrer Vernunft mehr, daher auch alles Zureden vergeblich sey. Hr. Müller bemerkt dagegen, die Vergleichung mit Kranken sey ganz unrichtig; es sey auch ganz falsch, das alle Selbstmörder den Gebrauch ihrer Vernunft nicht mehr haben, wie schon daraus erhellet, das viele, bevor sie sich tödten, sehr vernünftige Anstalten treffen. Die Leidenschaften, wie Liebe, Geldgeiz, Ruhmsucht, vermindern zwar die Freyheit, heben sie aber nicht gänzlich auf, und selbst diese Verminderung der Freyheit haben sie sich durch eigene Schuld in ihren vorgegangenen Handlungen, zugezogen, und folglich wird auch der, aus derselben entspringende Selbstmord zugerechnet. VIII. Sagt man den Vertheidigern des Selbstmordes: es sey ein weit größerer Heldenmuth, die Last des Unglücks und Elends standhaft zu tragen, als sie durch den Selbstmord abzuwerfen: so antworten sie: Heldenmuth bestehe nicht in Ertragung des Uebels, von welchem man sich leicht befreyen kann, ohne eine Pflicht zu verletzen, (aber hiervon ist eben die Frage); es sey nicht nöthig, seine Kräfte übermäßig anzustrengen, wenn man des Uebels los werden kann. Die Völker, welche ein fremdes Joch abschüttelten, hatten darum nicht den Muth verloren. Indessen erkennt

Hr. Müller die Kraft dieses Beweises, wenn die Unsittlichkeit des Selbstmordes schon aus andern Gründen erwiesen ist, nur bemerkt er, daß nicht immer Trägheit und Kleinmüthigkeit die Ursache des Selbstmordes ist, und beruft sich auf Corettus bey Plinius epist. I. 12. IX. Gamborgs Moralprincip, *die Aehnlichkeit unsrer Handlungen mit den unvernünftigen Thieren, die sich nie selbst tödten*, hätte wohl keine Erwähnung verdient; der Mensch ist ja offenbar mehr als das Vieh, welches sich nicht selbst beurtheilen kann, und folglich nie eigentlich unglücklich ist. X. Der oben erwähnte Robek legte auf die verschiedenen Meynungen von der Natur der Seele ein großes Gewicht, und meynte, wenn die Seele sterblich wäre, so würde es thöricht seyn, sich nicht vor einer bevorstehenden grausamen Todesart selbst zu entleiben; wäre sie aber unsterblich, so sey keine Ursache, warum man unter langen Martern den Tod erwarten, und sich nicht kurzweg des Lebens entledigen sollte; aber eben dieses wird ja gefragt, ob keine Ursache sey, sich vom Selbstmord zu enthalten. XI. Endlich will eben dieser Selbstmörder Robek für den Weisen in dem Selbstmorde einen Antrieb zu den edelsten Handlungen finden; allein der Weise bedarf eines solchen Antriebes nicht, er hat edlere Beweggründe zum Guten. Robek widerlegt auch die Einwendung, daß der Selbstmord auch ein Antrieb zu den größten Lastern werden kann und nicht selten ist, sehr schlecht, wenn er sagt, daß die Lasterhaften die ewigen Strafen ohnehin nicht fürchten, und sich also auch ohne Zuflucht zum Selbstmord, von Lastern nicht enthalten; er bemerkt nicht, daß sich lasterhafte Selbstmörder auch der Strafe des Halsgerichts entziehen. XII. Andere Gründe, wie daß der Selbstmörder gegen sich selbst, als einen Unschuldigen, wüthet, will der Hr. Verf. nicht weiter anführen.

Hieraus ergibt sich, so folgert nun der Herr Verf. im fünften Abschnitt, daß, wenn der Zweck dieses Lebens weiter nichts als die größte Glückseligkeit wäre, schwerlich ein hinreichender Grund gegen den in großem Unglücke zu wählenden Selbstmord zu finden seyn dürfte, indem alles, was dagegen gesagt wird, mit gleichen Gründen zurückgewiesen werden kann. Allein der Mensch ist ein moralisches Wesen, bestimmt, zu immer höherer moralischen Vollkommenheit fortzuschreiten, wer sich also vor der Zeit selbst das Leben nimmt, beraubt sich der, zu seiner höheren Vollkommenheit nöthigen Zeit, und sündigt also gegen sich selbst. Aber auch dieser Grund wird diejenigen vom Selbstmord nicht abhalten, welche keinen Gott, keine verpflichtende Verbindung gegen die menschliche Gesellschaft, gegen Vater-

land, Familie, Freunde und Nebenmenschen anerkennen. Hiermit hat sich Hr. Müller den Weg zu den allein haltbaren Beweisen gegen die Zulässigkeit des Selbstmordes, gebahnet, deren ersten er von eben dieser Verbindlichkeit gegen andre Menschen hernimmt; denn wer sein Leben freywillig vor der Zeit endiget, entziehet sich den Pflichten, die er seinem Vaterlande, seiner Familie, seinen Verwandten, Freunden, Mitbürgern und Nebenmenschen schuldig ist. Man wendet zwar auch dagegen ein, niemand könne gezwungen werden, in einer menschlichen Gesellschaft zu leben, wenn er in dieser Gesellschaft unglücklich und elend ist, und von derselben vernachlässigt oder gar verfolgt wird, auch niemand nützen kann; er sey einem verstorbenen Gliede eines kranken Körpers ähnlich, welches man abschneidet; Räuber, Mörder u. s. w. würden sogar der Gesellschaft durch den Selbstmord Vortheil bringen. Allein der Mensch lebt nicht bloß darum in Gesellschaft, um selbst glücklich zu seyn, oder alles zu seinem Vortheil zu wenden, sondern auch um Anderen nützlich zu werden; denen er sich durch den Selbstmord entziehet. Wird er von der Gesellschaft vernachlässigt oder verfolgt, so ist es bey weitem nicht nöthig, das Leben zu endigen, sondern es reicht hin, auszuwandern, da er dann wohl auch noch Gelegenheit finden kann, seinem Vaterlande und seinen Freunden zu nützen, wie Aristides und Camillus, und selbst bey Cato hätte dieser Fall eintreten können. Die Vergleichung mit einem abgestorbenen Gliede des Körpers paßt gar nicht; denn durch die Abschneidung desselben wird der Körper gesund, welches von dem Selbstmorde nicht gesagt werden kann. Wenn einige Vertheidiger des Selbstmordes zugeben, daß Vorsteher des Volks, Familienhäupter, u. s. w., welche besondere Pflichten gegen Andere zu erfüllen haben, sich nie entleiben dürfen: so sollten sie bedenken, daß jeder Mensch Pflichten gegen seine Nebenmenschen hat, denen er nützen soll; kann er auch nichts Großes leisten, so kann er doch im Stillen wirken; er kann trösten, rathen, gutes Beyspiel der Standhaftigkeit geben; leistet er nichts, so ist es seine Schuld; wenn er den Muth nicht sinken liesse, so würde seine Thätigkeit noch immer vieles wirken können, welches, wenn es auch nichts Großes wäre, doch eben so, wie das kleinste Rad in einer Maschine, wichtig seyn würde.

Im sechsten Abschnitt zeigt nun Hr. Müller, daß der unerschütterliche Grund der Unsittlichkeit des Selbstmordes in der Religion liegt, und daß selbst der, von den Pflichten gegen Andere hergenommene Beweis in der Religion seine Stütze hat, welche Trostgründe für alles Elend dar-

biethet. Freylich wird auch diese in dem Augenblicke des Selbstmordes nicht hinreichen, den verwegenen Flüchtling aus diesem Leben aufzuhalten, weil er die Gründe in diesem Augenblicke nicht mehr mit Uneingenommenheit überleget, viel weniger die Stärke derselben fühlet; aber wer die Religionslehre wohl gefasst und sich angeeignet hat, wird es nie so weit mit sich kommen lassen, daß die, aus der Religion hergenommenen Trostgründe nicht mehr auf ihn wirken. Wer einen allgütigen Regenten der Welt und der Menschen mit kindlichem Zutrauen glaubt, ist gegen alles Unglück und Elend gewaffnet, daß er nie an Selbstmord denken wird. Er wird erkennen, daß, wenn er in diesem Leben gar niemand mehr nützen könnte, Gott ihn durch einen natürlichen Tod abrufen würde. Diefes hat Sokrates sagen wollen, wenn er behauptete, der Mensch sey an seinen Posten, wie auf eine Wache gestellt, welche er nie verlassen dürfe, bis er von der Gottheit durch die Zuschickung des Todes abgerufen wird. — Nach der Religionslehre ist dieses Leben nur die erste, die Vorbereitungsperiode, mit welcher der Zustand im künftigen Leben im engsten Zusammenhang steht; es kann also unmöglich einerley seyn, aus dem Vorbereitungsstande, wie eine Knabe aus der Schule, zu entlaufen, und in das folgende Leben zu eilen, oder die Vorbereitungszeit bis zum Ende standhaft auszuharren. — Gegen Atheisten ist dieser Beweis freylich unbrauchbar, aber der vorgehende von den Pflichten gegen Andere, die auch Atheisten zugeben, hergenommene Grund behält seine Stärke. — Wenn einige gegen den aus der Religion aufgestellten Beweis einwenden, das Leben sey ein Geschenk Gottes; ein Geschenk aber auch zu seinem eigenen Unglücke zu behalten, könne nicht gefordert werden: so vergessen sie, daß das Leben nicht ein bloßes unbedingtes Geschenk Gottes ist, auch nicht zur Glückseligkeit in diesem Leben verliehen worden, sondern ein Geschenk mit der Bestimmung es in allen Verhältnissen und folglich auch im Unglück gut anzuwenden. — Auch die entgegengesetzten, der Mensch sey der göttlichen Vorsicht unwürdig, oder die einzelnen Menschen können durch ihren Selbstmord die göttliche Ordnung nicht stören, sollten sich erinnern, daß der göttlichen Vorsicht nichts klein ist, und daß aus Kleinigkeiten sehr oft große Begebenheiten entspringen. Alles, was Gott erschaffen hat, es scheine uns auch noch so klein, ist der Vorsicht Gottes würdig, sonsthätte er es nicht zum Daseyn gerufen. Die Rathschlüsse Gottes können zwar durch den Selbstmord eben so wenig als durch andere Verbrechen gestört werden, aber darum wird der Selbstmord eben so wenig

als andere Verbrechen gerechtfertiget. — Daß das große Elend eines Menschen gleichsam die Stimme Gottes sey, die ihn aus dem Leben rufe, könnte nur dann mit einigem Schein behauptet werden, wenn wir bloß um Glückseligkeit zu genießen, auf diese Erde gesetzt wären; aber nicht die Glückseligkeit dieses Lebens ist unsere höchste Bestimmung, sondern Uebung der Tugend, Fortschreitung in der sittlichen Vollkommenheit, und würdige Vorbereitung zu dem künftigen Leben. Sollte nun großes Elend ein stillschweigender göttlicher Abruf aus diesem Leben seyn: so würde Gott sich widersprechen, indem er einer Seits will, uns in diesem ganzen uns bestimmten Leben in Tugenden zu üben, und hierdurch für die Zukunft vorzubereiten, anderer Seits aber uns durch das Elend, in welchem wir gerade uns am wirksamsten in der Tugend üben können, aus dem Leben rufen würde. — Eben so eitel ist der Vorwand, daß der Mensch aus diesem Leben ins künftige eilen soll, wo er ganz der Tugend leben wird; denn dies heißt ja im Grund nichts anderes, als sich nicht die gehörige Zeit vorbereiten wollen, um würdig in das künftige Leben anzulangen; es heißt soviel, als zu jenem ganz der Tugend geweihten Leben unvorbereitet sich hindrängen. Gott allein steht es zu, die Zeit der Vorbereitung zu bestimmen, um dort nicht unvorbereitet, nicht unwürdig anzulangen, u. s. w.

Der Herr Verf. schließt nun mit folgenden Worten „*quae omnia, si haud vana sunt omnique stabili fulcro orbata, hac disputatione evictum credimus, argumentis ab officiis, quae aliis debentur, et religionis doctrinis evinci posse, mortem voluntariam sensu strictiori nunquam licitam esse. Harum veritatum pondere et gravitate tantummodo profligari potest species illa veritatis, qua oculos interdum perstringit contraria sententia. Si vero non amplius in universum de actione licita vel prohibita sermo sit; si e contrario examini subjiciatur certi cujusdam facti moralitas, et gradus peccati illius, qui exitum vitae tali modi sibi paraverat: adest labor difficultatibus impeditus tantis, ut a mortali nemine suscipi debeat; verisimile quid ab illo, qui omnes *περιπέσεις* bene cognoscit, elici potest; pro veritate vero iudicium suum venditare quis audeat?*“

Es hat uns einiger Mafsen befremdet, nirgends die Bemerkung des verewigten Less erwähnt zu finden, daß in der Bibel nirgends ein Ausspruch über die Unzulässigkeit des Selbstmordes vorkomme. Freylich ist diese Bedenklichkeit schon dadurch hinreichend widerlegt, daß die Bibel des A. und N. T. alle Drangsalen als göttliche Züchtigungen und Prüfungen darstellt, die der Mensch zu seiner Besserung und Vervollkommnung gebrau-

chen oder doch in denselben seine Tugend bewahren soll, und wer sie so gebraucht, vom Selbstmord immer weit entfernt bleiben wird; wer sie aber nicht auf diese Art benützt, schon dadurch sündigt. Vielleicht hat aber Hr. Müller geflissentlich von der Bibel keinen Gebrauch machen wollen, um für Alle, auch für die an die Bibel Ungläubigen zu schreiben.

Die Latinität des Hrn. Verf. werden unsere Leser aus den angeführten Stellen leicht selbst beurtheilen können. Die Druckfehler deren mehrere vorkommen, haben wir uns nicht ausgezeichnet, außer folgende, von welchen gezwifelt werden kann, ob sie wirklich nur Druckfehler sind, als S. 14. *videtur autem, multos imprimis veteres in autocheiria non nisi depositam vitam spectasse*, und S. 77. in der Note: *summum conciliavit roborem*. Was S. 32. in der Note 14 *catarta* seyn soll, haben wir nicht errathen können; denn aus dem Zusammenhange konnten wir es nicht abnehmen, und ein Verzeichniß der verbesserten Druckfehler ist nicht beygelegt.

Nahius von Tassow.

**Dr. Friedrich Benjamin Oslander**, Professor der Medicin und Entbindungskunst, Director des Entbindungshospitals zu Göttingen, Mitglied der königl. Societät der Wissenschaften daselbst, wie auch der medicinischen und physikalischen Gesellschaften zu Petersburg, Moskau, Erlangen, Zürich etc. etc. *über den Selbstmord, seine Ursachen, Arten, medicinisch-gerichtliche Untersuchung und die Mittel gegen denselben*. Eine Schrift sowohl für Policey- und Justiz-Beamte, als für gerichtliche Aerzte und Wundärzte, für Psychologen und Volkslehrer. Hannover bey den Brüdern Hahn. 1813. 8. 432 Seiten, nebst Vorrede, Inhaltsanzeigen und Namen-Register.

Aus dem Titel dieser Schrift gehet schon ihre Bestimmung hervor. Der würdige und gelehrte Hr. Verf. wollte nicht bloß für das medicinische, sondern für ein größeres Publicum schreiben, da der Gegenstand selbst von allgemeinem Interesse ist. Und in der That dem Verf. ist es gelungen, eine Wahl des Vortrages und der Untersuchung zu treffen, welche alle im Auge gehaltenen Leser zufrieden stellt. Es versteht sich demnach von selbst, daß der Gegenstand nicht bloß von seiner physikalisch-medicinischen, sondern auch von seiner psychisch-moralischen Seite beleuchtet ist. Besonders sollte die Schrift dazu dienen, den jungen Leuten würdigere Begriffe von der Würde und der hohen Bestimmung des Menschen beyzubrin-

gen, und durch Wort und That sie von der großen Wahrheit zu überzeugen, daß „Sterben keine Kunst, aber seinen Pflichten gemäß leben und des Lebens würdig sterben, eine Kunst sey, die erlernt zu werden verdiene.“ mit einem Worte: sie sollte auf den Verstand und das Gemüth des Lesers zugleich wirken, Begriffe berichtigen und das Herz bessern, und auf diese Art dem Laster des Selbstmordes Schranken setzen. Sehr anziehend und belehrend wird die Lectüre dieser Schrift durch die vielen eingestreuten Beyspiele von Selbstmorden aus der (leider! daran nur zu fruchtbar) neuern Zeit. Eine sonderbare und merkwürdige Erscheinung ist es, daß in dem nähmlichen Jahre eine als berühmte Schriftstellerinn bekannte Frau, die Bar. v. *Stael Holstein*, denselben Stoff zum Gegenstande ihrer geistvollen Feder machte, und eine lesenswerthe Schrift herausgab (*Reflexions sur le Suicide*. Stockholm 1813), welche durch die feine, gemüthliche Behandlung des moralischen und psychologischen Gesichtspunctes ein schönes Gegenstück zu der Oslanders'chen liefert; eine Erscheinung, die beweiset, wie tief das Bedürfnis einer Hülfe gegen den in unsern unseligen Zeiten so mächtig gewordenen Trieb der Selbsttödtung in edlen Seelen gefühlt wird. Es kann übrigens keine ernsthafte Frage seyn, ob der Selbstmord, so allseitig betrachtet, wie er hier dargestellt wird, auch zur Wissenssphäre des Arztes gehöre? denn gerade von dieser Allseitigkeit des Wissens hängt die Gründlichkeit des Urtheiles ab. Eine so interessante Schrift verdient eine ausführlichere Anzeige. Wir werden sie so viel möglich, mit den eigenen Worten des Verf. zu liefern uns bestreben.

I. Kap. *Was ist Selbstmord? Was freywilliges Sterben?* Selbstmord ist jede vorsätzliche Zernichtung seines Lebens, oder jede vorsetzliche Herbeiführung seines Todes *ohne tugendhaften Zweck*. Durch dieses letzte Merkmal unterscheidet sich der Selbstmord von der edlen Aufopferung einer großen Seele, oder dem freywilligen Sterben in seinem Amtsberufe, oder dem noch weit wichtigern, welchen der kategorische Imperativ des Gewissens, der Tugend, der wahren Ehre und der christlichen Religion auferlegt. Die ältere und neuere Geschichte hat erhabene Beyspiele von Menschen aus hohen und niedern Ständen aufbewahrt, welche aus tugendhaftem Sinne ihr Leben der Menschheit weihten: der Prinz Leopold von Braunschweig, zwey Aerzte, Namens Gayon in der Marceller Pest von 1720, der Englische Arzt Howard, Graf Berchtold u. s. w. (Die neueste Zeitgeschichte ist verherrlicht durch Heroen der Menschheit und der Europäischen Freyheit. Wie viele Edeln sind gefallen als freywillige Opfer, und unter die-

sen wie viele Aerzte, und welche Juwelen! ein Reil, Fichte etc.!) Die Frage, ob der Mensch das Recht habe, sich selbst das Leben zu nehmen, schien der Philosophie von jeher ein schwer zu lösendes Problem. Aber wenn sich die Philosophie bey der Christus-Religion Rath's erhohlen mag, so wird ihr die Entscheidung sehr leicht werden. Ueberhaupt aber ist zwischen Recht haben, und zwischen dem rechtmäßigen, vernünftigen und tugendhaften Anwenden dieses Rechts ein großer Unterschied. II. Kap. *Von den Ursachen des Selbstmordes.* Der Hauptgrund eines jeden Selbstmordes ist Mangel an richtigem Verstande, welcher sehr oft durch Kränklichkeit oder organische Zerrüttung des Körpers herbeygeführt wird. Der Mensch hat eine heftige Liebe zum Leben, und läßt, wie der Satan zu Hiob sagte, Haut für Haut, und alles, was ein Mensch hat, für sein Leben. Diese Liebe dauert aber nur so lange, als der Mensch an Geist und Körper gesund ist. Krankheit, Trübsinn, verrückter Verstand, Lebensüberdruß und Selbstmord folgen zuweilen langsam, zuweilen schnell aufeinander. Ein andermal tritt mit einer heftigen Gemüthsaffection erst Trübsinn ein, welcher eine körperliche Krankheit erzeugt und Selbstmord zur Folge hat. Nun werden ausführlich unter mehrern Nummern die einzelnen krankhaften Affectionen von Seite des Körpers und der Seele aufgezählt, welche der Erfahrung zu Folge die Erzeugung des Selbstmordes begünstigen. Auffallend war uns des Verf. Commentar zur 9. Nummer der psychischen Ursachen: „In vorigen Zeiten, heist es daselbst, war es das vergebliche und Geld verschleudernde Suchen des Steines der Weisen, was vielen den Kopf verrückte, sie zu Narren und Selbstmördern machte, und jetzt ist es das thörichte Suchen des Absoluten, des Principis aller Principe und anderer dergleichen zwecklosen Thorheiten, wodurch diese arroganten Querköpfe auf den Indifferenzpunct zwischen Liebe zum Leben und Liebe zum Tode gebracht werden.“ Zwey Selbstmorde dieser Art werden als Belege angeführt. (Aber uns dünkt, daß Beweise dieser Art nichts gegen die neuere Philosophie selbst beweisen, deren Werth wir übrigens auf sich beruhen lassen. Auch das Trefflichste kann in ungeweihten Händen zum Uebel werden. Die Fr. v. Stael berichtet vom Schwedischen Professor Robeck, daß er ein langes Werk über den Selbstmord geschrieben, und sich hierauf selbst ermordet habe.) Die 11. Nummer enthält die Modesucht, worunter der Verf. die Sucht versteht, auf eine recht auffallende Weise, nicht wie Andere, zu sterben, die sich meistens aus einer verderblichen Theater und Romanenlectüre herschreibe, und woraus

bey uns nachahmungssüchtigen Teutschen die zu gewissen Zeiten und in gewissen Gegenden häufiger vorkommende bestimmte Art des Selbstmordes zu erklären sey. Bey Gelegenheit der Duellsucht N. 13. sagt der Verf. die bey Weitem meisten Duelle seyen nichts anders, als ein attendierter und vereiteter, oder zur Ausführung gebrachter Mord und Selbstmord, und nur Wenige treibe wahres Ehrgefühl zu diesem barbarischen Mittel. In großen Städten und auf (doch wohl nur protestantischen) Universitäten seye sie manchemahl eine wahre Seuche, eine herrschende Manie. Eine der allgemeinsten und mächtigsten Ursachen (vielmehr Causalmente) des Selbstmordes sucht der Verf. in der allzusehr vermehrten oder verminderten Elasticität unserer Atmosphäre; daher komme der Selbstmord in gewissen Monathen und Jahreszeiten und selbst in einem Jahre vor dem andern vor. Daher heisse in England der November beym Volke Hängemonat. Im Allgemeinen seyen die Zeiten der Tag- und Nachtgleichen die gefährlichsten. III. Kap. *Von den verschiedenen Arten des Selbstmordes.* Es werden 15 Arten angeführt und beschrieben, worunter auch die geniale Selbstkreuzigung des schwärmerischen Lovat, die bisher noch ohne Nachahmung geblieben ist, vorkommt. Befremdend war für uns, eine eigene Species unter der Rubric: „Zu Tode agiren“ angeführt zu finden. Eine englische Schauspielerinn, Namens Vanbruggin, durch fehlgeschlagene Liebe zur Wuth und Verzweiflung gebracht, soll sich nämlich in der mit Gewalt sich zugeeigneten Rolle der Ophelia in Hamlet so angestrengt haben, daß sie bey ihrer Nachhausekunft todt niedergefallen seyn soll. Dieser Tod ist doch kein wahrer Selbstmord zu nennen. Uebrigens kommen in Hinsicht auf die Entdeckung und Beurtheilung der unter der Maske des Selbstmordes von fremder Hand verübten Gewaltthaten mehrere scharfsinnige und für den gerichtlichen Arzt lehrreiche Winke und Bemerkungen vor. IV. Kap. *Von dem unter verschiedenen Völkern, in verschiedenen Ländern, Gegenden und Städten, besonders in England, häufiger vorkommenden Selbstmord und seinen Ursachen.* (Unstreitig die interessanteste Partie des Buches.) In keinem Reiche soll der Selbstmord so häufig vorkommen, als in China und Japan. Bey den Chinesern sey es eine von Slavenstupidität und entnervter Körperkraft erzeugte, verzweifeln- de, ohnmächtige Verachtung des Lebens, bey den Japanesern ein Heroismus, zu welchem Erziehung und religiöser Glaube an eine künftige bessere Existenz den Grund legen.

(Der Beschlufs folgt.)



## Allgemeine Literaturzeitung.

N<sup>ro</sup>. 36.

Freitag den 5. May.

1815.

## Philosophie.

Dr. *Friedrich Benjamin Osiander*, Professor der Medicin und Entbindungskunst, Director des Entbindungshospitals zu Göttingen, Mitglied der königl. Societät der Wissenschaften daselbst, wie auch der medicinischen und physikalischen Gesellschaften zu Petersburg, Moskau, Erlangen, Zürich etc. etc. *über den Selbstmord, seine Ursachen, Arten, medicinisch-gerichtliche Untersuchung und die Mittel gegen denselben*. Eine Schrift sowohl für Policey- und Justiz-Beamte, als für gerichtliche Aerzte und Wundärzte, für Psychologen und Volkslehrer. Hannover bey den Brüdern Hahn. 1813. 8. 432 Seiten, nebst Vorrede, Inhaltsanzeigen und Namen-Register.

*(Beschluss.)*

**A**ehnliche Motive veranlassen häufige Selbstmorde bey den Siamesiern und bey den Völkern in Ost- und Westindien, in Afrika und auf den Inseln des stillen Weltmeeres. Der Glaube an ein Wiederauferstehen im Vaterlande verbunden mit dem Abscheu gegen die Slaverey sey Ursache, dass sich die Negerclaven in Westindien manchemal Truppweise tödten. Eine Negerhebamme stürzte sich begeistert durch das Bewusstseyn der öffentlich bekannten That, so viele Kinder der Schwarzen heimlich getödtet und dadurch von der Slaverey befreyet zu haben, in den brennenden Scheiterhaufen.

Unter den cultivirten Nationen sey die auf einer so hohen Stufe der Cultur stehende Englische dem Selbstmorde am meisten zugethan, so dass schon Georg Cheyne, ein älterer englischer Arzt, denjenigen verwirrten Seelenzustand, durch welche die Engländer so oft veranlasst werden sich das Leben zu nehmen, the English Malady nannte, und Sauvages nach der Cheyne'schen Benennung eine eigene Species von Melancholie mit dem Fünftes Heft.

Nahmen: Melancholia Anglica vulgo Taedium vitae, die das Eigene habe, dass die damit Befallenen ohne irgend eine Wuth oder besondere Zeichen eines Kammers, aus bloßer Geistesschwäche und Lebensüberdruß, ganz kaltblütig sich das Leben nehmen, in seiner Nosologie bezeichnete. Man hat bemerkt, dass der Selbstmord in England im 18. Jahrhundert viel häufiger vorgekommen, als im verwichenen, und nach Blumenbach hat er im J. 1736 gleichsam epidemisch dort geherrscht. Zu dieser krankhaften Geistesverstimmung, die als endliches Resultat den Selbstmord zur Folge hat, tragen nach dem Verf. folgende Umstände bey: 1.) Die eigene Luftbeschaffenheit, London habe im Jahre ungefähr 140 relativ heitere Tage; unter den übrigen 225 Tagen komme durch 50 bis 60 Tage die Sonne gar nicht, und durch 120 — 130 Tage nur auf wenige Stunden zum Vorscheine. 2.) Die stark kohlenstoffhaltigen Speisen und Getränke, welche auf das Nervensystem mächtig einwirken, das Gefühl abstupfen und den Verstand zerrütten. Hierher gehöre a) das Bier, welches stark, narkotisch, berauschend und nervenschwächend sey, und nirgends häufiger als in England getrunken werde, zu dessen Ingredienzen unter andern auch Fiskkörner, Opium und Aloe gehören: 6.) die Weine, welche meistens Fabricate, oder doch mit Brantwein, Rum, Taffia u. d. gl. versetzt seyen, und versetzt seyn müssen, wenn sie dem englischen Gaumen zuzugewandt sollen. Ferri von St. Constant versichere sogar (1804), dass man in London Wein mache aus Steckrüben, wilden Pflaumen und eingekochten Brombeeren, wozu man Bier gieße und Silberglätte beysetze. Von diesen so starken als giftigen Weinen trinke der reiche Engländer in solchem Uebermase, dass Mancher sich Jahre lang in einer fortdauernden Berauschung befinde. (Hiezu interessante Belege.) Unter die besonders durch die Allgemeinheit des Mißbrauches schädlichen warmen Getränke der Engländer rechnet der Verf. aufser Punsch, Negus, Glühwein u. d. gl. vorzüglich den chinesischen Thee, der stark saturirt und

häufig getrunken, ebenfalls berausche, Gliederzittern und Nervenabspannung hervorbringe. Diesen narkotischen Blätteraufguss verschlucke der Engländer vom Morgen bis an den Abend aus Schalen so groß, wie Spülnäpfe, und so stark saturirt, wie eine Seifensiederlauge. Aus Pitt's öffentlicher Erklärung gehe hervor, daß jede Person im Königreiche jährlich für 3 Pf. Sterling Thee verbrauche, jede Herrschaft ihrer Magd sogar jährlich eine Guinee zum Thee accordire, ungeachtet die Domestiken den bereits einmal für die Herrschaft ausgegossenen Thee im 2. und 3. Aufgusse umsonst geniefsen, und daß in London allein 35000 Theehändler und Theeschenken seyen. d) Das Opium, das durch Aerzte aus der Brownschen Schule, die häufig tolerirten Quacksalber und durch die Beyspiele der aus Ostindien zurückkehrenden und dort an Opium gewöhnten Britten nach und nach eingeführt und eine Art Gemeingut geworden sey, welches seit mehreren Jahren sogar den Mastkälbern zur Beförderung des Fettwerdens gegeben werde. e.) Die fette animalische Kost, welche der Engländer neben sehr wenigem Gemüse und bloßen Waizenbrode allein und im Uebermase geniefsen, das derbe Rost-beef, die halbblutige Beef-Steak, die stark gepfefferten Schildkröten, die Real- und Mock turtle Soup, die fetten Käse, der Marrow- und Plumpudding und die Erdäpfel. Eine Tonne Goldes und ein fatter Bauch seyen zwey Glückseligkeiten, die man nirgends in der Welt besser zu schätzen wisse, als in England. Alle Reisende sprechen von der unermesslichen Fassungskraft eines englischen Magens, und Campe sage, die Nation sey eine essende und ihre Andacht sey in der Schüssel. Dazu komme, daß der Engländer diese schädlichen Speisen und Getränke gerade am häufigsten in der Zeit geniefsen, welche von der Natur der Ruhe und dem Schlafe gewidmet sey. Es gebe nicht leicht ein Land, wo man im Ganzen genommen später aufstehe als in England, und vor Morgens 10 oder 11 Uhr seye London eine todte Stadt. Aber noch begünstigender zur Entwicklung des Selbstmordtriebes als Essen und Trinken seyen 3.) die Erziehung, die Gesetze, Sitten und Gebräuche des englischen Volkes. Der Knabe des wohlhabenden Bürgers erwachse bey einer, entweder altfränkisch-pedantischen oder zwang- und zuchtfreyen Erziehung trotzig oder petulant, frech oder verstockt, der des Armen häufig in der größtmöglichen Unwissenheit und Rohheit. In Ireland seyen 2/3 Menschen ohne Unterricht. In ganz Großbritannien existire keine Nationalerziehungsanstalt, und von eigentlichen Parochialschulen wisse man gar nichts. Dadurch daß weder der Staat noch die Kirche sich um die Erziehung des Volkes be-

kümmere, stehe Englands Verfassung tief unter den übrigen europäischen, ja selbst unter mancher aufsereuropäischen. Nur Schottland mache eine rühmliche Ausnahme, und die Erziehung mittelst Parochialschulen gebe den Schotten ein entscheidendes Uebergewicht über den gewöhnlichen Schlag des englischen Volkes. Eine Folge dieses Mangels an guter Erziehung seyen Irreligiosität, verkehrte Religionsbegriffe des großen Haufens, Matrosenaberglaube neben der abscheulichsten Matrosenrohheit: und Atheismus neben äußerlich strenger Feyer des Sonntags. Hieher gehöre auch der durch Nationalsitte und Gesetze genährte Hang zum Lotterie- und Hazardspiele, die enormen Werten bey den barbarischen Hahnenkämpfen und Bullenbeißereyen, das kanibalische Boxen und das tolle Pferderennen, wodurch heute ein Besitzer von vielen 1000 Pf. morgen ein Bettler, Einwohner des Schuldthurms, Banknotenverfälscher, Strassenräuber, zuletzt Galgenkandidat oder Selbstmörder werden könne. Boxereyen und Duelle werden von den angesehensten Personen gebilliget, mit Lust angesehen, und Beyspiele von Duellen auf Leben und Tod werden von den ersten Männern des brittischen Reiches gegeben. Diese englische Barbarey des Duells habe in den vergangenen Jahrzehenten bey vielen anglomanischen Deutschen die schrecklichsten Folgen gehabt, und gerade in den aufgeklärtesten Städten finde diese Barbarey die meiste Nachahmung, weil man sie für etwas Großes halte. Die Selbstmordsucht der Engländer erhalte auch Nahrung durch ihren Hang zu grellen und schauerhaften Schauspielen im Geiste und Geschmacke des von ihnen abgöttisch verehrten Shakespear's, die immer mit Morde und Desperationsstreichen endigen. Ihren Sonderbarkeiten, tollen lächerlichen und tragischen Streichen (Whims) liege Mangel an guter Erziehung bey Reichthum zum Grunde. Im October 1793 konnten z. B. zwey junge englische Lords, Montague und Burdett, durch keine polizeyliche Mafsregeln abgehalten werden, den Rheinfall bey Schafhausen in einem Nachen zu befahren, der beyde bis auf die Spur verschlang. Dieser Gleichgültigkeit gegen das Leben gehe eine eben so große Sittenlosigkeit zur Seite; beyden unterliege nicht bloß das männliche Geschlecht, sondern auch das weibliche der niedern Stände. Dieses habe im J. 1804 Veranlassung gegeben zur Bildung eines Vereines edler Menschen unter dem Nahmen Society for the suppression of vice. Ueberhaupt aber seyen die englischen Frauenzimmer Buhlerinnen, ihre Ehrbarkeit sey nur Schein, und keine Frau in der Welt habe äußerlich so viel Sittsamkeit und innerlich ein so glühendes Feuer physischer Liebe als eine Engländerinn. Nirgends

als in England gebe es daher so viele Frauenzimmer die aus Liebe den Verstand verlieren, nirgends so viele scandalöse Auftritte, so viele Entführungen, und bey der mindern Volksklasse übersteigen die wohlüstigen Begierden des weiblichen Geschlechtes jene des männlichen in einem hohen Grade. Diese Irreligion, Sittenlosigkeit, Duell- und Selbstmordsucht habe aber überhaupt, besonders in London, mit dem erstaunlichen Steigen des Reichthums der Privatleute auf eine schauerliche Weise zugenommen. Dagegen sey zu gleicher Zeit Armuth und Noth unter einem großen Theile des Volkes dergestalt gestiegen, daß die gesetzmäßige Ernährung der Armen nun ungeheure Summen erfordern, und wenn es einige Menschenalter so fortgehe, England nichts anders als eine große Armenanstalt seyn, und die gesetzmäßige Unterstützung der Armen einen Nationalbankerot herbeyführen werde. Der Grund davon läge nicht darin, daß England zu viele Menschen, sondern zu viele Taugenichtse, Müßiggänger und gefährliche Bettler habe, die sich auf Gesetze und Rechte berufen, welche die gesetzliche Bestrafung erschweren und der polizeylichen Handhabung im Wege stehen; denn obschon London 12000 Nachtwächter halte, so werde doch jährlich in und um London für 12600000 Thalern an Geld und Geldeswerth gestohlen. (Was der Hr. Verf. hier von der geachteten englischen Nation sagt, lassen wir auf sich beruhen. Große Nationen, wie große Menschen haben auch große Fehler, denn wo viel Licht ist, ist auch viel Schatten. Die Frau v. Stäel urtheilt über die häufigen Selbstmorde der Engländer ganz anders, und findet darin Beweise von hoher Leidenschaftlichkeit des englischen Charakters, von Heldenmuth, von übertriebener Ehrliche und von Furcht vor der öffentlichen Meinung und vor jedem Tadel.)

Noch mehr als Verkehrtheit der Religionsbegriffe begünstige der Unglaube an eine positive Religion den Selbstmord. Dieser Unglaube habe in der zweyten Hälfte des verwichenen Jahrhunderts erstaunlich zugenommen und sey durch die bösen Beyspiele und Schriften gewisser starker Geister (davon mehrere genannt sind) in ganz Europa unter allen Ständen verbreitet worden, besonders auch in einzelnen großen Städten Deutschlands. Im J. 1784 seyen in Berlin 42, im J. 1785 sogar 46, und im J. 1789 32 Selbstmorde vorgekommen; in den spätern Jahren aber weit weniger, dennoch aber verhältnißmäßig immer mehr als in London, wo man auf 500 Gestorbene nur 1 Selbstmörder rechne, in Berlin aber auf 430 ein Selbstmörder fiel. Unter der Zahl dieser letztern fänden sich besonders viele Personen vom Militär, woran die zwecklose Quälerey und

Brutalität Schuld sey, welches sich manche Officiere gegen die Soldaten erlauben, wovon der Verf. als Augenzeuge empörende Beyspiele anführt. Im J. 1809 habe das Verhältniß wieder bedeutend zugenommen, indem unter 5335 Gestorbenen 23 Selbstmörder gewesen. Die Selbstmorde hätten aber jetzt zum Theil andere Motive erhalten aus einer neuen Art ästhetischer Verbildung und Schwärmerey, welche von der berüchtigten romantisch-mystischen Schule der neuesten Poesie ausgegangen wäre. Nach dem 60jährigen Kriege habe auch in Sachsen der Selbstmord auffallend zugenommen, und nach der Versicherung Bianconi's eines sächsischen Rathes sey er beynahe so häufig geworden als in London, und in den 80er Jahren sey dieses auch in vielen Residenz-Handels- und Universitäts-Städten des übrigen Deutschlands beobachtet worden, woran besonders die unter allen Ständen sich zu verbreiten angefangene Sucht der faden, herzverderblichen Romanenlectüre, durch die überall errichteten Lesegesellschaften und den Nachdruck begünstigt, den Hauptantheil zu haben scheine, eine Ursache die auch dormal noch fortwirke. (Wer kann dem Verf. Unrecht geben? Diese Romanen-Sündfluth unserer schreib- und lesetollen Welt gehört eben so gut unter die allgemeinen Calamitäten der Zeit, als Krieg, Pest und Hungersnoth, ein Grund der stärker gegen den Nachdruck spricht, als alle mercantilischen, finanziellen und Rechtsgründe, welche der Buchhändler-Ausschuß in seiner gedruckten Denkschrift an den Wiener Congress gelten zu machen wufste, da es gerade die verderbliche Romanenlectüre, diese Pöbelleserey aller Stände, ist, welcher der Nachdruck den meisten Vorschub leistet.) In den neuesten Zeiten habe auch die Calamität des Krieges und die politische Noth mitgewirkt. Dem Drucke dieser Noth und dem daher entsprungenen Elend und Jammer hätten jedoch, zur Zeit der französischen Revolution, viele 1000 Emigranten aus den vornehmsten Ständen mit einem bewundernswürdigen Muth widerstanden, indess die Halbscheide dieses Unglücks, wenn es Engländer betroffen, hinreichend gewesen wäre, die Hälfte davon zum Selbstmorde zu bringen. Die Einwendung daß es den Franzosen an Geistesgröße, Stärke und Muth fehle, sich so leicht, wie ein Engländer, zu zernichten, verdiene kein Gehör, denn „keine Nation auf der Erde habe wahrlich in unsern Tagen so viel Geistesstärke und Muth bewiesen, als die französische.“ (S. 320) (Der Verf. schrieb sein Buch noch vor jener glorreichen Periode, in welcher der französische Eroberungs- und Zerstörungs-Muth an deutscher Kraft und deutschem Sinne einen unbesiegbaren Widerstand fand.)

V. Kap. *Von den Veranstaltungen des Staates zur Verhütung des Selbstmordes.* Das vornehmste unter allen Mitteln, das Laster des Selbstmordes mit der Wurzel auszurotten, sey die Erziehung der Jugend, bey welcher Gelegenheit (von S. 323 bis 359.) sehr viel Wahres und Beherzigenswerthes, über Privat- und öffentliche Schulen und über Pensionsanstalten in dieser Beziehung gesagt wird. Ueberdies werden folgende Maximen empfohlen: Man verbiethe, unterdrücke und zernichte alle Romane, Trauerspiele und schöngeisterische Schriften, in welchen der Selbstmord als eine rühmliche Handlung, als eine Heldenthat oder Handlung eines großen Genies dargestellt wird. Man verbiethe daher auch die Aufführung aller Trauerspiele, in welchen der Selbstmord zerrütteter Köpfe und Herzen als Heldenthat dargestellt wird. Man vermindere das überhand nehmende ehelose Leben, und befördere dagegen den Ehestand unter allen Classen von Menschen. Man hebe nicht alle, die Ehre nach dem Tode schmälerende oder ganz entziehende und für das Volk abschreckende Gesetze und Gebräuche ohne allen Unterschied der Selbstmörder auf, sondern setze solche nach der Verschiedenheit des Grades der Lasterhaftigkeit bey dem Selbstmörder in Ausübung. Endlich richte die Polizey immer frühzeitig genug ihr Augenmerk auf schwachsinnige, melancholische und wahnsinnige Menschen und dulde es ja nicht, daß die Verwandten solche aus Nachlässigkeit oder Geiz ohne Aufsicht lassen“ u. s. w. VI Kap. *Von der medicinisch-gerichtlichen Untersuchung eines Selbstmordes.* (Durch eigene, scharfsinnige Bemerkungen und Winke instructiv und interessant für den gerichtlichen Arzt in Hinsicht auf Section und Beurtheilung der Sections-Data, wenn auch eben nicht neu.)

Wir wünschen daß diese classische Schrift recht viel Gutes stiften möge, welches nur geschehen kann, wenn Staatsbehörden, welche die Nationalerziehung zu leiten haben, davon Notiz nehmen.

*Aphorismen, als Vorgänger eines Versuchs, die Gesetze des Universums anzuschauen. Vom Freyherrn von Seckendorf, genannt Patrik Peate, Dr. der Philosophie und Privatdoc. an der Universität zu Göttingen.* Berlin, in der L. Salfeldischen Buchhandlung, 1812. 8. S. II. u. 24.

Der Verfasser geht von der gewöhnlichen Entgegensetzung der Erfahrung und Speculation aus, ohne sich zu der höheren Ansicht zu erheben, nach welcher beyde in Eins zusammenfallen; denn was ist die reinste und höchste Erfahrung anders,

als die unmittelbare Wahrnehmung im Gemüthe, welche nur dem von allem Sinnlichen abstrahirenden, also speculirenden Geiste zu Theil werden kann, und in welcher Nothwendigkeit und Freyheit in Eins zusammenfließen? Je mehr man dasjenige trennt, was an sich als verbunden gedacht werden muß, um so mehr artet es von beyden Seiten aus. Wenn man nämlich die Erfahrung der Speculation scharf entgegensetzt, so bleibt für die erstere, da von ihr alles Speculiren ausgeschieden werden muß, nichts übrig, als die unfreywillige, also mit Nothwendigkeit sich aufdringende Wahrnehmung, und zwar die durch Sinne bedingte, für die Speculation aber das freythätige Denken als solches, das von allem Objectiven (denn dieses ist der Gegenstand der Erfahrung) entkleidet ist; folglich fällt in das Gebieth der Erfahrung das Objective oder Reale, in das Gebieth der Speculation das Subjective als Geistesthätigkeit oder das Formelle; wie ist also in der Entgegensetzung dieser beyden, nothwendig zusammengehörigen Elemente irgend eine Erkenntniß möglich? Sie wäre, bloß durch die Erfahrung gesetzt, mechanische, blinde und geistlose (denn alles geistige ist freythätig) Auffassung, durch die Speculation aber gesetzt, bloß formelle, folglich gehaltlose und keinem Objecte entsprechende Vorstellung: die Erkenntniß wäre bloßes Gefühl, durch den Sinneneindruck gesetzt, oder willkürliche Vorstellung, der nichts Objectives entsprechen würde. Beyde demnach, Erfahrung und Speculation oder äußeres (objectives, reales) und inneres (subjectives, freythätiges) Leben müssen sich in der wahrhaften Erkenntniß durchdringen, so wie sie im natürlichen Bewußtseyn des Menschen verbunden sind; und die Aufgabe der Philosophie ist es eben, das Bewußtseyn des Menschen, das bey erwachender Reflexion in die Extreme sich verirrt, und auf dem künstlichen Wege der Abstraction immer mehr von der unmittelbaren Wahrheit abschweift, durch die vollendete Kunst der Abstraction, die speculative Dialektik, wieder auf den natürlichen Weg zurückzuführen, also durch Kunst die Natur wieder herzustellen. So verläßt die erwachende Reflexion die religiösen Ueberzeugungen (das für den Menschen unmittelbar Gewisse), um auf eignem, künstlichem Wege durch freythätiges Forschen zur unbedingten Wahrheit zu gelangen, verirrt sich aber in das Speculative ausschweifend, so sehr vom unmittelbar Wahren, daß sie zuletzt auf Ideen kömmt, die, bloße Geburten des formellen Denkens, durch nichts in der Wirklichkeit ihre Bestätigung finden, denen also keine Realität entspricht. Nur der wahrhaft speculirende, der nicht auf dem einseitigen Wege der Abstraction fort-

geht, sondern in der Abstraction zugleich die Gesamtheit des Lebens umfaßt, das heißt, das Leben in seiner geistigsten und verklärtesten Wesenheit ergreift, wird zuletzt zur Centralidee alles Seyns und Denkens gelangen, in welcher sich ihm die Unbedingtheit des Lebens aufschliesst, und jede Trennung, jeder Gegensatz (von Seyn und Denken, Nothwendigkeit und Freyheit, Erfahrung und Speculation u. s. w.) zur lautersten Harmonie sich verklärt: zur Idee des göttlichen Wesens. Sonach ist es die Bestimmung der Philosophie, sich in der Religion zu erklären und in ihr als künstliche Abstraction und Speculation unterzugehen, d. h., wieder Natur (unmittelbare, unbedingte Erkenntniß und Anschauung) zu werden.

Vom Gegensatze der Erfahrung und Speculation geht der Verfasser zur Idee des Universums über. Sonderbar sind die Bestimmungen, die er S. 8. über Möglichkeit, Unmöglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit aufstellt. Die *Unmöglichkeit an sich*, sagt er, *geht nur aus dem deutlichen Bewusstseyn derselben hervor, Möglichkeit an sich oder als solche hingegen geht aus dem noch nicht deutlichen Bewusstseyn (undeutliches Bewusstseyn) hervor, und verwandelt sich in Nothwendigkeit durch das deutliche Bewusstseyn.* Als wenn ich mir nicht auch bey dem an sich Möglichen der Gründe, warum ich es für möglich halte, oder der Bedingungen, unter denen es in die Wirklichkeit treten kann, deutlich bewußt seyn müßte! — *Natur ist ihm gesondertes und vereintes, geistiges und sinnliches Seyn als solches und Gott untergeordnet, als seinem unbegreiflichen Schöpfer.* In dieser Bestimmung fehlt der Begriff des unmittelbaren oder an sich Seyns. Versteht man Natur im weitesten Sinne: so ist sie das reale Leben oder das sich bildende Seyn überhaupt, denkt man sich aber die Natur im engeren Sinne, so ist sie die unmittelbar oder durch sich selbst gesetzte Realität, im Gegensatze zur Freythätigkeit des menschlichen Geistes, die erst in Realität überzugehen strebt. *Gesetze des Universums und der Natur* nennt der Verfasser die *Causalbedingungen, nach welchen Universum und Natur nur das sind und das nur seyn können, was sie sind.* Die Beziehung des Seyns in allem äußeren Seyenden äußert sich in der *Zeit; daher heißt das Gesetz ihrer Aeußerung real und formal Bewegung; mithin sind es Form, Geschwindigkeit und GröÙe der Bewegung, welche das Qualitative, Successive und Quantitative jener Beziehung bestimmen.* — Begriff der Wechselwirkung. — Mechanischer Proceß erzeugt *Form* (der Umbildung fähig), chemischer Proceß hingegen *Stoff* (der Verwandlung fähig). Beyde Processe sind nichts mehr, als das wechselnde Vorherrschen des

Qualitativen vor dem Quantitativen unter dem Successiven in dem Begriffe Bewegung. *Bewegung als solche ist Zeit als Gesetz für den Raum*, u. s. w.

Es würde uns zu weit führen, diese und ähnliche Ansichten genauer zu prüfen. Der Verfasser zeigt, daß er mit den neueren, im Gebiete der Philosophie aufgestellten Ansichten wohl bekannt ist, mehr aber das von andern Vorgetragene nach seiner Ansicht zu berichtigen oder umzubilden sucht, als unabhängig von anderen, also selbstständig philosophirt.

Φ.

## Philologie.

*Plotini liber de pulcritudine. Ad codicum fidem emendavit, annotationem perpetuam, interjectis Danielis Wytttenbachii notis, epistolamque ad eundem ac praeparationem cum ad hunc librum tum ad reliquos cet. adiecit Fridericus Creuzerus, literarum graec. et latt. in academia Heidelbergensi Prof. Accedunt Anecdota graeca: Procli disputatio de unitate et pulcritudine, Nicephori Nathanaelis antitheticus adversus Plotinum de anima, itemque Lectiones Platonicae maximam partem ex codd. Mss. enotatae. Heidelbergae MDCCCXIV. In officina Mohrii et Zimmeri academica. gr. 8. XLVIII und CXLII. u. 574 S.*

In dem Sendschreiben von Wytttenbach, womit der fleißige und gelehrte Verfasser sein reichhaltiges Werk eröffnet, widerlegt er zuerst die Vorwürfe, welche neulich von Tittmann in der Ausgabe der Briefe von Ruhnken, Valckenaer u. a. an Ernesti den holländischen Philologen, insbesondere dem gelehrten Wytttenbach, gemacht worden sind, und rechtfertigt dann sich selbst wegen seiner Beschäftigung mit dem Plotinos, über welche sich einzelne Stimmen misbilligend erklärt hatten. Die etwas weitschweifige Einleitung stellt die philosophischen Schriftsteller auf, die sich mit der Bestimmung des Wesens der Schönheit beschäftigt haben; darauf werden die verschiedenen Bedeutungen des vielsinnigen Wortes *καλόν* und seine Abstammung angegeben. Bey dieser Gelegenheit sucht der Verf. die Stelle im Kratylos des Platon S. 416. B. Steph. zu verbessern, indem er statt *τοῦ οὐ* oder *οὐ*, wie Buttman vorgeschlagen, lesen will *τοῦ οὐ*; aber Platon will *καλόν* nicht von *οὐς*, sondern von *καλεῖν* oder *καλοῦν* abgeleitet wissen; daher halten wir die Lesart *τοῦ ᾱ*, die Ficinus befolgt hat, für die wahre. Der Sinn ist nämlich: das Wort *καλόν* ist schwerer zu verstehen; doch ist es nur der Aussprache nach durch die Länge des *ᾱ* entstellt (*πράγην* ist *depravare*,

*pervertere*; und eben so betrachtet Platon im Phaedros S. 244. D. die Verlängerung des Vocals als eine Affectation der späteren Sprachkünstler); in *καλεῖν* und *καλοῦν* nämlich ist das *α* kurz, in *καλόν* aber bey Homeros und bey den Epikern überhaupt (und diese hat Platon im Kratylos immer vor Augen, da sich die Sprachkünstler, die er persifirt, einzig auf den Homeros, Hesiodos u. s. f. stützen) lang. Dieses Wort ist ein Attribut des Geistes und eins mit *καλοῦν*, weil beyde, das Benennen und das Schöne, vom Geiste ausgehen. Auf die Endsylbe wird dabey nicht geachtet, so wenig als bey *αἰσχρόν*, das für eine Abkürzung von *αἰσχροῦ* erklärt wird. Man sieht das Willkührliche dieser Ableitung, das Platon aber abichtlich übertrieben hat, um seine Gegner zu persifiren. — Sehr interessante Bemerkungen lesen wir dann über die Verehrung des Eros; bey der Fabel vom Narcissus aber hat sich der Verf. in die Träumereyen der späteren Mystiker und Allegoristen verloren, indem er alles auf eine geheime Seelenlehre zurück zu führen sucht. Mögen die späteren, die in dem Einfachsten und Natürlichsten die tiefste Weisheit fanden, weil sie sie willkührlich hineinlegten, über die Fabel des Narcissus gefabelt haben, was sie wollten, der unbefangene Forscher wird nichts anderes in ihr dargestellt finden, als die Idee der spröden und bestrafte Selbstliebe. In welches Labyrinth gerathen wir, wenn wir nach der Weise der sich selbst nicht verstehenden Mystiker des späteren Alterthums die schöne, heitere Mythologie der Griechen in das unfreundliche Dunkel der mystischen Allegorie herabziehen! Eben so verbreitet sich der Verf. über die Fabeln von der Circe und Calypso. — Von S. XCI. an folgt eine lehrreiche Uebersicht über das Plotinische System; und die Einleitung beschließt die Angabe des Plans, den der Verfasser bey der Bearbeitung dieser Plotinischen Schrift befolgte; diese Bearbeitung selbst kündigt er als Probe der Ausgabe des ganzen Platinischen Werkes an.

Der größte Theil dieser Schrift beschäftigt sich mit der Erklärung des 6ten Buchs der ersten Enneade des Plotinos, das von der Schönheit handelt. Mit kritischer Genauigkeit sind die verschiedenen Lesarten unter dem Texte angezeigt, welche der Verf. aus den von allen Seiten ihm dargebothenen Handschriften geschöpft hat. Neben dem Texte steht die Uebersetzung von Ficinus, mit Verbesserungen und Ergänzungen, die durch Cursivschrift und Klammern angezeigt sind. In der Erklärung des Plotinos war der Verf. recht eigentlich in seinem Elemente; denn hier both sich ihm der reichhaltigste Stoff zu Vergleichen, Sprach- und Sachbemerkungen u. s. w., und die

erwünschteste Gelegenheit dar, die Schleusen seiner gelehrten Collectaneen aufzuziehen. Wir schätzen die Gelehrsamkeit und Belesenheit, die der Verf. auch in diesem Werke gezeigt, und rühmen den Fleiß und die Gründlichkeit, mit der er seinen Schriftsteller behandelt hat, können es aber nicht verhehlen, dafs uns die Weitschweifigkeit und gelehrte Ueberfüllung seiner Anmerkungen fast ermüdet hat, und dafs wir diese Weitläufigkeit am wenigsten bey einem Schriftsteller, wie Plotinos, der nur das entfernteste Echo einer göttlichen Stimme war, billigen können, wenn sich gleich der Verf. auf die Autorität der ersten holländischen Philologen der früheren und der jetzigen Zeit stützen kann, die alles, auch das unbedeutendere, auch mit der sorgsamsten Ausführlichkeit und der phlegmatisch-gedehntesten Weitschweifigkeit behandeln.

Eines einzelne, das zunächst auf den Platon Bezug hat, wollen wir hervorheben und prüfen. Den attischen, mildernden Ausdruck *ὡς εἶπεῖν* und *ὡς ἔπος εἶπεῖν* hat auch Kreuzer missverstanden, wenn er die Stelle im Platon Symposion S. 179. A. *καὶ μαχόμενοι γ' αὖ οἱ ποιοῦντο μετ' ἀλλήλων νικῶν ἄν, ὀλίγοι ὄντες, ὡς ἔπος εἶπεῖν, πάντας ἀνθρώπους* mit *Morgenstern* so übersetzt; *ut diserte s. haud dissimulanter, s. palam simpliciterque dicam*, da es auch hier den stark bezeichneten Gegensatz von *ὀλίγοι* und *πάντας* nur mildert, so dafs wir es im Deutschen nur durch *wohl ohne Zweifel* u. dgl. ausdrücken können. Von attischem Geiste ganz entblößt und wahrhaft barbarisch (nämlich antihellenisch) ist Schleiermacher's Uebersetzung: und mit einander fechtend würden solcher auch nur Wenige, *um es gerade heraus zu sagen*, alle Menschen besiegen. — Im Politikos 228. B. hält er S. 174. wohl mit Recht mehreres für verderbt, will aber das *ἐν* in *τῶν ἐν ὄντων* beybehalten wissen, weil die späteren Platoniker immer die Einheit benennen, da wo sie vom Schönen und Hässlichen reden. Aber der Begriff der Einheit gehört nicht in die Argumentation des Platon. Darin jedoch stimmen wir ihm bey, dafs er die von Schleiermacher vorgeschlagene und von Heindorf angenommene Lesart *δυσσείδες ἔνόν* (nach der alten Ausgabe und der Pariser Handschrift *ἐν ἄν*) für unstatthaft erklärt. Wenn wir bedenken, wie häufig z. B. im Parmenides *ἐν*, *ὄν* und *ἐνόν* mit einander verwechselt worden sind, so werden wir kein Bedenken tragen dürfen, das Wort *ἐν*, das auch Galenos (in der Schrift de dogm. Hippocr. et Plat. V. S. 288.) nicht anerkennt, zu tilgen. Die Worte haben dann keine Schwierigkeit mehr: *τὸ τῆς ἀμετρίας γένος, πανταχοῦ δυσσείδες ὄν* (das, wo es auch sey, immer misfgestaltet ist). — S. 179. will der Verf. die Stelle im Phaedon 100. D, so ergän-

zen: εἴτε- προσγενομένη ξυγγενεία, weil Heindorf nach προσγενομένη ein Substantivum vermifste. Erwägen wir aber die Lesart der Aldiner Ausgabe παρουσία und κοινωνία, so bleibt wohl kein Zweifel übrig, daß bloß προσγενομένη verderbt sey, indem man es auf παρουσία oder παρουσία bezog, da es doch dem Sinne zu Folge mit τοῦ καλοῦ zusammenhängen muß. Unbedenklich würden wir daher die Stelle so verbessern: ἐκείνου τοῦ καλοῦ εἴτε παρουσία εἴτε κοινωνία εἴτε ὅτι δὴ καὶ ὅπως προσγενομένου (nämlich αὐτῶ); das προσγίγνεσθαι ist in Beziehung auf παρουσία soviel als adesse, in Beziehung aber auf κοινωνία und das Folgende accedere. — S. 255. will der Verf. in der Stelle des Phaedros 254. D. statt des zweyten ἔλκει lesen ἀνιμᾶ dem Timanos S. 35. Ruhnk. zu Folge, der dieses Wort als Platonisches aufführt: eine Conjectur, die schon wegen der großen Abweichung von der gewöhnlichen Lesart verwerflich ist, und überdies noch dem Sinne widerstreitet. Den ἀνιμᾶν heißt, der Grundbedeutung (aus dem Brunnen, der Quelle u. dgl. schöpfen) zu Folge hinaufziehen, hinaufheben (s. Hutchinson zu Xenoph. Anab. IV, 2. 6.), daher es Timaeos durch ἀνέλκει erklärt; gerade das Gegentheil aber (hinreißen oder zur Sinne lust hin abziehen) erfordert der Zusammenhang jener Platonischen Stelle. Die Wiederholung des ἔλκει kann nicht anstößig seyn, da sich in der ganzen Stelle die lieblichste Einfachheit und eine fast kindliche Anschaulichkeit ausspricht. — Die unrichtige Behauptung des seel. Bast, daß ἢ δ' ὅς eben so wenig, als das Lateinische inquit, am Ende der Periode stehen könne (man schlage nur, um nicht weiter zu gehen, das erste Buch der Platonischen Politia nach, wo ἢν δ' ἐγώ, ἢ δ' ὅς u. a. so häufig auch am Schluß der Rede vorkommen), verleitete Herrn Kreuzer zu einer schlechten Conjectur über Sympos. 178. B., die er gleichwohl lobpreisend so ankündigt: „Verae lectionis vestigia servarunt Stobaeus Eclogg. physic. pag. 154. et Cod. Vind. nr. 54. εἶδος. Leges τὸ γὰρ ἐν τοῖς προεβύτατον εἶναι τὸν θεόν, τίμιον ὄνειδος τεκμήριον δέ — Nam (Amorem) antiquissimum esse deorum omnium, opprobrium honoratum est“, ganz gegen den Sprachgebrauch (ob uns gleich die Ausdrücke καλόν, δεινόν ὄνειδος u. a. wohl bekannt sind) und den Sinn der Stelle. Das ὄνειδος könnte künstlicher Weise nur darauf bezogen werden, daß Eros, als der älteste der Götter, vater- und mutterlos wäre; diese Beziehung würde aber den Sinn der Stelle ganz verkehren und den Gedanken des Phaedros entstellen. Phaedros will nämlich den Eros als den ältesten aller Götter preisen, und sein Alter als etwas ausgezeichnetes hervorheben. Die Behauptung, daß er der älteste aller Götter sey, beweist er durch das Zeugniß der Dichter

und Schriftsteller, die von Aeltern des Eros nichts wissen. Jener Begriff des ἀπάτωρ und ἀμήτωρ, in welchem ein ὄνειδος liegt, gehört also gar nicht hierher, und steht in keiner Beziehung auf den Eros, welchen Phaedros preisen will. Die Stelle ist, wenn irgend eine, unverderbt; τίμιον bedeutet: etwas ausgezeichnetes, und steht nachdrücklich absolute, ἢ δ' ὅς aber ist deswegen gesetzt, weil die Rede von der indirecten (der obliqua) in die directe (recta oratio) übergeht; denn es geht vorher; πρῶτον μὲν γὰρ- ἔφη Φαῖδρον- λέγειν; darum folgt jetzt τίμιον (εἶστιν), ἢ δ' ὅς (ὁ Φαῖδρος). Die einzige gelungene Verbesserung des Platon ist die der Stelle im Symposion S. 208. B., wo statt ἀδάνατον vorgeschlagen wird ἀδύνατον.

Auf den Plotinos folgen Auszüge aus des Proklos Commentare zum ersten Alcibiades des Platon über die Einheit und Schönheit. An diese schließt sich die Schrift des Nikephoros Nathanael an, die eine Widerlegung des Plotinos enthält, wobey uns der Verf. in der Vorerinnerung interessante Notizen über ihren Verfasser mittheilt und viele Angaben in der Bibliotheca graeca des Fabricius berichtet. Den Beschluß machen *Lectiones Platonicae, maximam partem ex codicibus Mss. enatae*. Der Verf. benutzte dabey eine Darmstädter Handschrift Nr. 229. Jeder Verehrer des Platon wird dem Verfasser für diese Mittheilungen, so wie für die vielen Beleuchtungen Platonischer Stellen, die im ganzen Werke zerstreut sind, Dank wissen, und mit Verlangen der Ausgabe des ganzen Plotinos entgegensehen.

Φ.

### Jugendschriften.

*Bildliche Vorstellungen aus dem alten Testamente*

8. S. 73.

*Bildliche Vorstellungen aus dem neuen Testamente.*

8. S. 73.

(Beide mit biblischen Erzählungen für den Religionsunterricht der Jugend. Wien bey Michael Schwarz, und im Schulbücherversehlisse, 1814.)

Ein liebliches Geschenk für die Jugend, das, während es ihrer Einbildungskraft eine würdige Beschäftigung und Nahrung giebt, den Verstand und das Herz derselben zugleich in zweckmäßige Thätigkeit versetzt. Ersteres leistet es durch die bildlichen Darstellungen, deren Gegenstand gut gewählt, und mit Würde, Kraft, und Originalität ausgeführt ist. Dieses durch die beygefügte Erzählungen, die in einer fasslichen Schreibart, meistens mit den körnigen Worten der Schrift selbst, eine kurze, zusammenhängende, lehrreiche Geschichte des alten und neuen Bundes enthalten.

Doch hierauf beschränkte sich der Herausgeber nicht. Er fügte, wo es sich schicklich thun liefs, Manches bey, was den Gang der göttlichen Vorsehung zur allmählichen Bildung und Beseeligung des menschlichen Geschlechtes vom Falle Adams bis zur Begründung des Christenthums ins Licht zu setzen geeignet ist, hob kurz und deutlich die Glaubens- und Sittenlehre heraus, schaltete moralische Bemerkungen mit aller Bündigkeit ein, und stellte auf eine würdige Weise die Lehre von der Kirche und den Heilmitteln dar. Obgleich dieses Werk zunächst für die Jugend bestimmt ist, so werden es doch auch Erwachsene nicht ohne Nutzen und Vergnügen durchgehen. Möchte es daher in den Händen recht Vieler seyn, denen das wichtige Geschäft der religiösen Erziehung der Jugend obliegt! Möchte es so manche geist- und geschmacklose Darstellungen vollends verdrängen, die leider noch im Umlaufe sind, um so mehr, da bey aller Zierlichkeit der Form des Druckes und des Papiers der Preis äusserst billig ist.

### Vermischte Schriften.

1. *Elmékedés ezen kérdésről: Mellyek azok a' tartós eszközök, mellyek az embereket külső erő nélkül a' jóra vezetik? Magyarúl kiadta Cseri Peter.* Abhandlung über die Frage: welches die dauerhaftesten (wirksamsten?) Mittel seyen, die Menschen ohne äusserliche Gewalt (Zwang) zum Guten zu führen? Ungrisch herausgegeben von Peter Cscheri. Ofen und Prefsburg, bey Siegmund Ivanitsch, Buchhändler. Ohne Jahrszahl, 40 S. 8.
2. *A' köz-szorgalom, esedezése a' Magyar Ország Nemeseihez. Schönfeld után magyarúl kiadta Cseri Péter.* Bittschrift der öffentlichen Industrie an den Adel von Ungern. Nach Schönfeld Ungrisch herausgegeben von Peter Cscheri. Ofen und Prefsburg bey Siegmund Ivanitsch, Buchhändler, ohne Jahrszahl. 32 S. 8.

Zwey kleine Broschüren, durch welche, so viel Rec. weifs ein neuer Schriftsteller und neuer Verleger sich beym ungrisch lesenden Publikum zuerst aufführen und empfehlen wollten. Der Vf. hätte interessantere Werke wählen sollen; denn was in den vorliegenden nicht überspannt ist, das ist anderwärts und schon oft besser vorgetragen worden. Auch muß er sich, wenn er ein geschickter und beliebter Schriftsteller werden will, eifriger bestreben, die Natur und Beschaffenheit sei-

ner Muttersprache kennen zu lernen: denn seine Schreibart ist nichts weniger als fliefsend, und man sieht es seiner Arbeit überall an, daß sie eine Uebersetzung sey. Der Verleger hat hübsche Lettern und schönes Papier genommen. Er verdient Aufmunterung.

### Mathematik.

*Beschreibung eines neuen Winkelmessers nebst einem Anhange, worin Untersuchungen über verschiedene andere mathematische Gegenstände enthalten sind.* Von J. Schiereck. Mit einer Kupfertafel. Giefsen 1813, bey Georg Friedrich Tasché. 46 S. gr. 8.

Gegenwärtige Arbeit eines Anfängers enthält die Beschreibung eines neuen Winkelmessers, den der Verf. nicht ganz passend den geradlinigten Sextanten nennt. Die Einrichtung dieses sogenannten Sextanten ist so, daß der zu messende Winkel das doppelte des auf dem Instrumente angezeigten Winkels ist. Der Verf. handelt die Theorie, die Zusammensetzung dieses Instruments, seinen Gebrauch auf dem Felde und auf dem Papiere ab, was aber alles ohne eine Abbildung unsern Lesern unverständlich bleiben müßte. Das Instrument ist allerdings neu, aber es ist ziemlich complicirt, und seine Verfertigung setzt grofse Genauigkeit von Seite des Künstlers voraus, und nothwendig muß es durch den Gebrauch Schaden leiden.

Der Anhang enthält 1. Formeln zur Berechnung der Quadratur des Kreises und zur Integration der irrationalen Integrale, welche unter der Form  $x^m dx (a + bx^n)^p$  enthalten sind, mittelst schnell convergirender unendlicher Reihen.

2. Die Auflösung der analytischen Aufgabe: Wie müssen die Flügel einer Windmühle gegen einander gestellt seyn, damit der Wind die größte Wirkung darauf ausüben könne.

3. Eine neue (aber ziemlich verwickelte) Auflösung der biquadratischen Gleichungen.

4. Die Auflösung der analytischen Aufgabe: Man soll einen Weg über einen Berg so anlegen, daß man mit weniger Anstrengung eben so schnell (mit eben so vielen Schritten) hinauf komme, als wenn man den kürzesten gerade hinauf stiege.

5. Einige Anwendungen der geometrischen Proportionen auf practische Fälle. Unbedeutend.

6. Ein arithmetisches Räthsel.



## Allgemeine Literaturzeitung.

N<sup>ro.</sup> 37.

Dienstag den 9. May.

1815.

## Alte Literatur und Kunst.

*Ueber das vorgëbliche Bild des Geschichtschreibers Theophanes auf einer Münze von Mytilene auf Lesbos, von Franz Ignaz Streber, Direktor der königlichen Hofkapelle, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, und Conservator des königl. Münzkabinetts, Besonders abgedruckt aus dem Bande der Denkschriften der königl. bayerischen Akademie der Wissenschaften für 1813. Mit einer Kupfertafel, worauf drey Abbildungen der erwähnten Münze nach Neumann, Visconti und dem Cousinerischen, jetzt königl. bayerischen Originale. S. 12. 4to.*

Nicht ohne Vergnügen wird man durch den Gegenstand, welchen die gegenwärtige Schrift des Hrn. Direktors Streber in München behandelt, an jene Zeit gemahnt, welche für den Freund der Numismatik so viel theure Erinnerungen enthält; — wo diese Wissenschaft durch einen eben so zahlreichen als weit verbreiteten Verein der ausgezeichnetsten Männer beynahe jedes Landes schnell von dem ersten Entstehen zu jener vollen Wichtigkeit gelangte, deren sie ihrer Natur nach so sehr fähig ist. Als wäre begangenes Unrecht gut zu machen, sah man hier Männer aller Nationen und Stände nicht Zeit, nicht Mühe, nicht Kosten scheuen, um Sammlungen zu bilden, und im Triumph der erstaunten beneidenden Mitwelt ihre Schätze verkünden: während ein anderer Theil mit einem Aufwande von Gelehrsamkeit und Scharfsinn die Untersuchung, Anordnung und Erläuterung dieser kostbaren Denkmäler übernahm, die auf ihrem beschränkten Raume des historisch Wichtigen, des wahrhaft Schönen und Anmuthigen so viel enthalten. — Wer nannte sie alle, die lange Reihe berühmter Nahmen, die Vaillant, die Pellerin, die Spanheime, Barthelemy, Beger, Liebe; die Pembrock, Bayer, Florez, Buonarotti und die anderen alle, die auf dieser Bahn sich Ruhm erwarben; oder die großen Museen alle, das Mu-

Fünftes Heft.

seum Hunter, d'Ennery, Bentink, Pisani, Arigoni, Theupoli u. s. w.! — Glänzend steht Oesterreich auch hier in einem heiteren Lichte, es hatte seinen Fröhlich, von dem auch das stolze Ausland (Frankreich, England) gerne lernte, seinen Khell und — Eckhel, dem die Numismatik ihr Daseyn als Wissenschaft verdankt, es hat noch seinen Neumann, in jener Epoche schon den eben so glücklichen Besitzer einer herrlichen wahrhaft gewählten Privatsammlung, als geistvollen und beredten Verkündiger ihrer Schätze.

In dieser Zeit nun gab im J. 1736. das Museum Theupoli die Beschreibung einer Münze von Mytilene folgendermassen: pag. 829:

ΘEOC. ΘEOΦΑΝΗC. ΜΠΤ. Divus sub Theophane Mytilenaeorum. Caput Julii Caesaris nudum. )( ΑΡΧΕΛΑΟC. Archelaus. Caput virile nudum.; und der Verfasser dieser Beschreibung, Pietro Fundi, erklärte demnach ΘEOΦΑΝΗC für den Nahmen des Magistrats, den Kopf für das Bild J. Caesars, und ΘEOC für den gewöhnlichen Beynahmen des vergötterten Dictators, *Divus*.

Der Dir. Neumann zu Wien fand sich im Besitze einer ähnlichen, niedlichen, obwohl nicht ganz unversehrt gebliebenen Kupfermünze, man las auf der einen Seite nur noch ΘEOΦΑΝΗC, und der Kopf zeigte hier gar keine Aehnlichkeit mit den bekannten Zügen J. Caesars, auf der Rückseite aber war ΑΡΧΕΛΑΜ... bestimmt zu lesen, und die Vorstellung enthielt ein weibliches verschleiertes Brustbild.

Der Nahme ΘEOΦΑΝΗC, so wenig wichtig unter anderen Umständen, und ein unbedeutender Magistratsnahme, konnte hier der Münze eine eigene Bedeutung geben, wenn er sich mit dem berühmten Mytilenäer *Theophanes*, nach Strabos Ausdrucke, leicht dem ausgezeichnetsten Manne seiner Zeit, dem Freund und Liebling Pompejus des Großen, dem Retter seiner Vaterstadt, in Verbindung setzen liefs, so dafs der unbekante Kopf, der wenigstens dem Caesar gewifs nicht angehörte, das Bild dieses gefeyerten Mannes enthielt? — Neumann findet in der Geschichte dieses Mannes, da wo Ta-

citus (Ann. VI. 18.) die Schicksale seiner Enkel verzeichnet, die wichtige Stelle, daß der in seinem Dankgeföhle übertreibende Grieche dem Theophanes göttliche Ehre erwiesen habe; er vergleicht die bestimmten Worte bey Theupoli: ΘΕΟC. ΘΕΟΦΑΝΗC; — konnte wohl nach diesen Vorgängen die ganze Umschrift der Münze bey Theupoli glücklich gelöst und gelesen werden, als in dem man ΘΕΟC. ΘΕΟΦΑΝΗC. ΜΥΤΙΛΗΝΑΙΩΝ übersetzte. Mytilenaeorum Deus Theophanes, dem Theophanes gab, was ihm seine Griechen (Tac. l. c.) beylegten, „Caelestes honores“, und der gelehrten Welt den Genuß rettete, das Bildniß eines ausgezeichneten Mannes mehr zu zählen? — Man vergl. Neumann populorum et regum numi veteres inediti tom. II. pag. 34. tab. I. n. 12.

So stand es, die Sache war als abgethan betrachtet und als solche trug sie Eckhel seinen Commentaren ein (Doct. Num. vet. tom. II. pag. 504. 505); da fand Sestini in der Sammlung des nunmehr in Deutschland viel genannten Cousinery dieselbe Münze, bestens erhalten, würdig einen solchen Streit zu lösen; er rückte eine Beschreibung davon in den Tomo quinto seiner Lettere e Dissertazioni numismatiche. Roma 1794, pag. LXI. ein. Diese Münze, dieselbe welche sich jetzt, da Cousinery's Sammlung nach München gekommen, im Münchenerkabinet befindet, ist nach Sestini's Beschreibung, wo aber fehlerhaft ΑΡΧΕΛΑΟC statt des bestimmten ΑΡΧΕΔΑΜΙC angegeben wird, folgende:

ΑΡΧΕΛΑΟC Caput Agrippinae sen. velatum, ante quod ΘΕΑ. )( ΘΕΟΦΑΝΗC Caput Germanici nudum, ante quod ΘΕΟC. in area ΜΥΤΙ. ΑΕ. 3.

ΘΕΟC und ΘΕΑ vor die beyden Bildnisse, das männliche und das weibliche, gestellt, und getrennt von den beyden Magistratsnahmen in der Randschrift ΘΕΟΦΑΝΗC und ΑΡΧΕΔΑΜΙC, gehören hier offenbar zusammen, lassen die beyden angeführten Magistratsnahmen, eben weil sie außer aller Verbindung mit ihnen gesetzt sind, in ihre vorige Unbedeutenheit zurücksinken, rauben uns aber auch den Genuß, das Bildniß des Theophanes auf dieser Münze zu finden.

Dieses stellte beyläufig schon Sestini in seinen Bemerkungen über diese Münze auf, und auch Eckhel berichtigte schon damals, obschon ungerne, seine Meinung dahin; denn die erstere Annahme war ihm theuer geworden, und höchst wahrscheinlich müßte man es in den Addendis, die er den Bänden seiner Doctrina beyfügte, verzeichnet finden \*); auch Neumann war, „seit er ein vor-

trefflich erhaltenes Exemplar dieser Münze für das kaiserl. Cabinet erobert“, wegen des vermeinten Theophanes im Reinen. Doch trat wieder in unsern Tagen Visconti auf (Iconographie grecque) und lieferte planche XXVII. No. 4. nach einer Zeichnung der Theupolitanischen Münze, in Uebereinstimmung mit der Erklärung, welche Dir. Neumann vordem gegeben hatte, das Bildniß des Theophanes. Gegen diese Aufstellung nun bey Visconti, und mittelbar denn auch gegen Neumann ist der erste Theil vorliegender Abhandlung gerichtet, in welcher der gelehrte, besonders um die vaterländische Numismatik und Geschichte so wohl verdiente Hr. Dir. Streber die Meinung derjenigen widerlegt, welche auf diesen Münzen dennoch das Bildniß des Theophanes sollten finden wollen. Dieser Theil erlaubt keinen Auszug weiter, und Rec. muß sich beschränken nur auf das oben schon Gesagte zu verweisen.

Aber wer sind nun die beyden vergötterten Personen, der ΘΕΟC und die ΘΕΑ auf der Münze? Wir sahen, daß Fundi im Museo Theupoli den J. Caesar unter dem ΘΕΟC zu erkennen glaubte, die andere Seite aber schien ihm fälschlich auch ein männliches Brustbild zu enthalten; Sestini spricht entscheidend für Germanicus und Agrippina; Hr. Streber aber in der zweyten Abtheilung seiner Schrift erklärt sich mit vielem Grunde für Augustus und Livia, welcher letzteren Meinung Rec. auch um so lieber beytritt, als die sehr richtige und schöne Zeichnung der Münze bey Neumann (der Stich davon bey Hrn. Dir. Streber erreicht sein Original nicht ganz) die Züge des Augustus nicht undeutlich zu erkennen zu geben scheint; und auf der Rückseite auch schon Neumann die Livia vermuthete.

So viel, um auf die Schrift des Hrn. Dir. Streber aufmerksam gemacht zu haben, und den Wunsch auszudrücken, bald wieder etwas von diesem gründlichen Forscher erscheinen zu sehen.

\*—

*A Description of the collection of Ancient Terracottas in the British Museum; with engravings.* London. 1810. 4to. VII. 39 S. und 40 Kupfertafeln.

*A Description of the collection of Ancient Marbles in the British Museum; with engravings.* Part. I. London. 1812. 4to. 16 Kupfertafeln.

Beide Werke, wovon jedes für sich ein schö-

\*) Man lernet diese Addenda, worin Eckhel die neuesten Entdeckungen und Resultate in der Numismatik seit der Erscheinung seines Werkes niederlegte, aus mehreren

Stellen seiner Doctrina kennen, wo er sich selbst schon ausdrücklich darauf beruft, z. B. tom. VI. pag. 456. col. 1—VII. 260. col. II. und VII. 304. col. 2.

res-Ganze bildet, sind nur als Theile einer grössern Unternehmung zu betrachten, welche die allmähliche Beschreibung *aller* im Britischen Museum gesammelten alten Denkmähler und Kunstschätze zu bezwecken scheint. So erschien noch in diesem Jahre ein Quartband: *Veterum populorum et regum numi qui in Museo Britannico adservantur*, mit vielen Kupfertafeln, der die Beschreibung der griechischen Münzen dieses Museums enthält. — Rec. lobt einmahl schon das ganze Unternehmen, dann aber auch besonders die Ausführung. Stich der Kupferplatten, Druck, und Papier sind gleich ausgezeichnet; die Erklärungen, ohne durch Weitschweifigkeit zu ermüden, enthalten immer das Nothwendige, und obschon sie, wie es scheint, für ein größeres Publikum berechnet sind, verkennt man doch nie die gelehrte Bildung des Verf., Hrn. Taylor Combe, selbst dann, wenn man auch nicht immer seine Meinung theilte. Das gewählte Format eignet sich herrlich zum Gebrauche, ohne des Gegenstandes unwürdig zu seyn. Und nun zur Sache:

No. I. Wenn gleich aus einem sehr unbedeutenden Stoffe, sind die Terracotta's Basreliefs aus gebrannter Erde, durch die Nettigkeit der Arbeit, durch die Kühnheit und Richtigkeit der Zeichnung eben so, wie durch die zarte Lieblichkeit der gewählten Vorstellungen und häufig die Seltenheit derselben, eine der anziehendsten Classen alter Denkmähler; und die so reiche und gewählte Sammlung davon im britischen Museum verdiente es schon deswegen gar wohl, in einem eigenen Bande vereinigt und unvermischt zu erscheinen.

Den Alten dienten diese Thongebilde als Fries zur Zierde ihrer Gebäude, Tempel, Gräber. So wurde im J. 1761 bey Scrofano, dem alten Vetti, ein unterirdisches Gewölbe von mehreren Gemächern aufgegraben, wo die Kuppel des größten mit Thiergestalten in Fresco-Mahlerey, der ganze unterlaufende Fries aber mit Basreliefs von Terracotta verziert war, welche mit bleynernen Nägeln an die Wand befestigt waren. Vergl. Caylus T. V. pag. 200. — So hatten mehrere Gräber auf der Appischen Straffe, so wie der Tempel der Ehre und Tugend bey dem Circus des Caracalla dieselbe Verzierung, und bey mehreren andern Gebäuden der Gegend um Rom sind, wenn auch nicht mehr die Basreliefs, welche längst herausgenommen worden, doch die Plätze, welche sie vordem einnahmen, noch sehr deutlich zu erkennen. — Offenbar wurden diese Arbeiten von den Alten in Modeln geformt, gebrannt, und gelegentlich vielleicht vom Künstler nochmal übergegangen; durchgängig aber sind die Vorstellungen in griechischen Geiste gearbeitet, wenn es gleich manche gibt, die der römischen Welt angehören.

Die Sammlung des britischen Museums, welche hier in Kupfer gestochen, dem Publikum übergeben wird, stammt vorzüglich aus dem Besitze des Esq. Carl Townley, nach dessen Tode alles nebst den Marmorsachen von dem Parlamente gekauft und dem britischen Museum einverleibt wurde.

Die Statuen und Büsten, welche auf den Tafeln XXI. XXII. XXXVII. XXXVIII. XXXIX. XL. gestochen sind, wurden größtentheils im Jahr 1765 in einem Brunnen (in a well which was completely dry) nahe der Porta Latina bey Rom gefunden.

Ein eigentliches Verzeichniß will man hier nicht liefern, aber eben so wenig konnte man sich das Vergnügen einer kleinen Auswahl versagen.

Tafel I. enthält die Hauptansicht des Saales, in welchem diese Basreliefs aufgestellt sind.

No. V. Ein schöner Tritonskopf zwischen zwey kleinen Amorinen auf Delphinen. Einer von jenen Köpfen die am Kinne und bey den Lippen eine Art von schuppen- oder blätterähnlicher Verzierung haben. Die Meinungen über das, was man darunter zu verstehen habe, sind getheilt; nicht ohne Wahrscheinlichkeit erklärt sich der Verf., als hätten die Alten Blätter von Seegewächsen dadurch andeuten wollen, wodurch sie zugleich auf die Natur dieser Seegottheiten hinwiesen.

No. VII. und VIII. Zwey Basreliefs, die ein Ganzes bilden. Kampf der Arimaspen mit den Greifen. Niedlich ist die Erklärung, welche der Verf. von dieser Fabel gibt. \*) Die Ursache, warum die Arimaspen bey den Alten als einäugig vorkommen, erläutert er aus des Eustath. Comm. ad Dionysii Perieges. v. 31. (Hudson Geogr. vet. script. gr. vol. IV.) *Ἀισχυλος δὲ μόνω πα κρατον ὀνομαζει, διότι τοξικατατοι οντες ἐπιμυκεσι τον ἕτερον ὀφθαλμον δια το προς την βολην εὐσοχον.* Die Stelle des Aeschylus ist in seinem Prom. vinct. v. 803, oder nach Schütz v. 810. — Weniger dürfte vielleicht das gefallen, was von den Köpfen am Rande bemerkt wird.

No. XII. Penelope trauernd über die Abwesenheit des Ulysses, nach der Erklärung des Verfs. Zu dem Kreise homerischer Vorstellungen gehören hier noch:

\*) The Arimaspa, when in search of gold in the more rude and unfrequented tracts of Scythia, were probably often exposed to the attacks of wild beasts. At that early period, when scarcely any part of natural history was understood, it is by no means improbable, that they should, in their descriptions of the different animals with which they had contended, magnify them into beings of a preternatural appearance.

No. XX. Nestor und der verwundete Machaon, welche von der Schlacht zurückgekehrt, sich im Zelte laben. Winkelmann Mon. ant. ined. tav. 127. hat ein ähnliches aber sehr fragmentirtes Basrelief, und ohne die begleitenden Figuren, welche dem hier abgebildeten einen neuen Werth beylegen. Die weibliche Figur, die rückwärts der Helden mit der Schaufel steht, ist wohl Hekamede, die den herrlichen Trank bereitete; die ganze Handlung aber vielleicht nach den Worten Nestors entworfen, wo er zu Machaon spricht:

Aber bleib nun sitzen, und trinke des röhlichen Weines

Bis Hekamede die schön gelockte, wärmende Bäder

Dir bereitet, zu reinigen dich des Blutes und Staubes;

und N. XXXIV. Das herrliche Basrelief: Paris und Helena im Viergespann, schon bey Winkelmann Mon. ant. ined. tav. 117.

No. XIII. Perseus und Minerva, welche ihm den Schild vorhält, statt eines Spiegels, um damit er den tödtenden Anblick des versteinernenden Hauptes der Meduse vermeiden, und doch handeln könne. Eckhel in seinen Numis veter. hat diese Fabel vordem herrlich abgehandelt, man findet ihn auch vom Verf. angeführt. Das Stück ist leider sehr fragmentirt, und so sieht man z. B. von der ganzen Figur des Perseus gerade nur das äußerste Ende der Hand.

No. XXXIV. Perseus nochmahls, das Medusenhaupt haltend.

No. XIV. Die schöne Vorstellung: Minerva und das Schiff Argo, welches unter ihrem Vorsitze erbauet wird; schon aus Winkelmann bekannt. Rückwärts der Minerva sieht man auf einer kleinen Säule ihren Begleiter, die Eule. Auf einer kleinen Kupfermünze Constantins des Großen sieht man eben eine Säule mit der Eule darauf, und unten Schild und Helm der Minerva, mit der Umschrift: Sapientia principis.

No. XXIV. Die Siegesgöttin im Begriffe einen Stier zu opfern. Eine Vorstellung die mit einiger wenigen Veränderung hier noch zweymahl vorkömmt; und sich überhaupt öfterer findet. Sehr recht verweist der Verf. in der Erklärung auf die Silbermünzen Augusts mit Armenia capta; nur übergeht er es ganz, das man darauf in dem Stiere eine Anspielung auf die Gebirgskette des Taurus zu finden glaubte.

No. XXVII. Eine Vorstellung wie bey Winkelmann M. ant. ined. tav. 26. pag. 32. Aus der beygesetzten Note des Herausgebers, S. 17., die geflissentlich lateinisch ist, sieht man, das bey der Abbildung gewisser Vorstellungen auch auf die Decenz Rücksicht genommen, und das zu Auf-

fallende gemildert wurde, jedoch niemahls ohne den Mann vom Fache davon zu verständigen. So heist es hier: Eruditos admonitos volumus, hunc Faunum esse ithyphallicum, nam tabula, ne castis oculis noceat, modestiorem exhibet.

No. XXXV. XXXVI. XLII. Drey Basreliefs mit ägyptischen Vorstellungen. Sehr richtig bemerkt der Verf., das eben so die Hieroglyphen darauf, wie überhaupt die ganzen Vorstellungen, weder in Aegypten noch von ägyptischen Künstlern gemacht und verfertigt worden, da, besonders nach dem Beyspiele Hadrians, dieses leidenschaftlichen Verehrers aller ägyptischen Sitte, ägyptische Nachahmungen in Rom zu den Tagesgebräuchen gehörten.

No. XLV. Drey herrliche Köpfe. Pan und zwey Satyre.

No. LV. Theseus in Kampf mit einem Centaur. Was hier über die Schwierigkeit gesagt ist, die beyden Heroen: Hercules und Theseus zu Zeiten gehörig zu unterscheiden, da beyden einige gemeinschaftliche Schicksale zukommen, und Theseus recht eigentlich dem Hercules nachzuahmen strebte, verdient seine volle Anwendung. Hier ist es die Waffe, das Schwert nämlich, nach welchem der Verf. entscheidet; Hercules führt gewöhnlich seine Keule.

No. LIX. Ein Faunstück. Einer davon bläst auf einer Doppelflöte, und tritt mit dem Fusse ein musikalisches Instrument (Scabellum). Auf dem prächtigen Steine der kais. Sammlung, bey Eckhel: Choix de pierres gravées etc. No. XVII. sieht man den Apollo mit der Leyer und einem ähnlichen Instrumente.

No. LXV. Die Vorstellung eines Dacischen Triumphs, wie es scheint. Zwey Gefangene werden auf einem Wagen von Pferden gezogen, und von einem Paare neben herschreitender Figuren an langen um den Hals geworfenen Stricken, festgehalten.

No. LXXII. Eine sonderbare Vorstellung. Venus auf einem Schwane nach der Erklärung des Verfs., der sich auf die bekannten kleinen Silbermünzen von der Stadt Camarina in Sicilien be ruft. Vergl. Mus. Hunter. tab. XIV. n. 9. — Aber auf diesen Münzen dürfte es eher Nemesis seyn. Man vergleiche Eckhel (Doct. num. vet. I.) über die Münzen dieser Stadt.

No. LXXIII. Cupido, der einen Schmetterling an die Brust drückt. Der Schmetterling ist bey den Alten das gewöhnliche Symbol der Seele, und unter der ganzen Mythe Amors und der Psyche liegt eine schöne Allegorie verborgen. Unter den Monumenten, die sich auf diesen Gegenstand beziehen, ist besonders der bekannte Stein, jetzt in der Sammlung des Herzogs Marlborough, merk-

würdig, der mit dem Nahmen des Künstlers Typhon bezeichnet ist, und den schon Spon in seinen Miscellaneis der gelehrten Welt mittheilte. Aber auch das schöne Glasfragment bey Buonarrotti Vasi antichi di vetro. tab. XXIII. 3. muß ja nicht übergangen werden.

So viel dürfte hinreichen, um auf ein Werk aufmerksam gemacht zu haben, das sich in jeder Hinsicht so vortheilhaft auszeichnet, das aber zu reichhaltig ist, als das man hier mehr als eine Anzeige hätte können bezwecken wollen.

N. 2. Enthält die großen Statuen des britischen Museums und andere Figuren von Marmor. Statt jeder weiteren Erörterung folge hier eine kurze Inhaltsanzeige.

Zuerst kömmt wieder eine Ansicht des ganzen Saales.

I. Pallaskopf, mit einer Schlange oben am Helme. Serpent being the emblem of vigilance was on that account consecrated to Minerva. Minerva als Hygieia, und deswegen mit der Schlange, im Mus. Pio Clement. tom IV. tav. 5. 6.

II. Ein Aschenkrug, mit Figuren in halberhobener Arbeit umgeben, welche die Vorstellung eines Gefechtes enthalten. Römer siegend gegen Deutsche. Die Vase ist gestochen in Piranesi Raccolta di vasi antichi tom. I. tav. 45., und befand sich vordem zu Rom im Besitze des Victor Amadei, wo sie im J. 1768. durch Kauf an Mr. Townley kam.

III. Ein Fußstück von einer Tafel, mit einem Löwenkopfe. Die Benennung trapezophorum war auch den Römern gebräuchlich. Cicero Epist. Fam. VII. 23: quod tibi destinas trapezophoron, si te delectat, habebis: sin autem sententiam tasti, ego habebo scilicet.

IV. Eine große herrliche Statue über Lebensgröße. Eine Caryatide. Sie wurde unter Sixtus VI. unter anderen Ruinen in der Villa Strozzi auf der Appischen Straßse gefunden. Im J. 1766 fand man an demselben Orte drey andere weibliche Figuren von derselben Größe und Vorstellung, mit einer etwas größeren des indischen Bacchus. Die Statue des indischen Bacchus ist die berühmte mit der Aufschrift ΣΑΡΔΑΝΑΠΛΑΛΛΟΣ. Die drey weiblichen Statuen, woron eine mit der Inschrift: ΚΡΙΤΩΝ ΚΑΙ ΝΙΚΟΛΑΟΣ ΕΠΟΙΟΥΝ, befinden sich in der Sammlung des Kard. Albani.

V. Ein Candelaber. Sehr glücklich wird die bacchische weibliche Figur mit dem Menschenhaupte in der Hand von der Agave erklärt, welche das Haupt ihres unglücklichen Sohnes Pentheus trägt.

Quid caput abscissum demens cum portat Agave  
Gnati infelicis, sibi tum furiosa videtur?

Hor. Serm. II. 3.

VI. Die Basis eines Candelabers. Drey geflügelte liebliche Genien, beschäftigt die Waffen Mars zu tragen, Helm, Schwerdt und Schild.

VII. Ein Gefäß mit einem Bacchanale; sehr schön, von Gavin Hamilton auf dem sogenannten Monte Cagnolo der Villa des Antoninus Pius bey Lanuvium, gefunden.

VIII. Venus halbnackt; gefunden von Mr. Gavin Hamilton bey Ostia im J. 1776.

IX. Eine Vase mit bacchischer Vorstellung.

X. Ein merkwürdiges zierlich gearbeitetes Monument, im J. 1776 zwischen Tivoli und Praeneste gefunden. Rec. setzt die eigenen Worte der Beschreibung hierher: A domestic fountain, which has probably been used for sacred purposes. It consist of an upright, cylindrical piece of marble, enriched with different sorts of foliage. — The water appears to have been conveyed through a perforation on the back part of the column, and to have issued from the mouth of the serpent, in which a leaden pipe was introduced, part of which still remains. This fountain, in its original state, probably stood in the centre of a small basin or reservoir for water, of which kind two are preserved in this collection. Die Höhe beträgt 5 Fuß 10 6/8 Zoll.

XI. Ein colossaler herrlicher Hercules-Kopf.

XII. Ein ähnlicher.

XIII. Ein Löwenkopf mit Geifshörnern. Fragment eines Tischhalters. Bemerkenswerth ist was der Verf. über die verschiedene Bildung der Greife beysetzt.

XIV. The capital of a votive cippus, dessen vier Seiten mit Masken und Kränzen verzieret sind, XV. Abermahls ein Tischhalter.

XVI. Colossaler Kopf der Pallas.

Der größte Theil der Marmorsachen im brit. Museum ist aus der Sammlung des Carl Townley, und es wird bemerkt, wenn ein Stück wo anders herkommt. Uebrigens ist bey dem Werke die Einrichtung getroffen, das jeder Kupfertafel ein Blatt mit der bald längern bald kürzern Erklärung beygegeben ist. Die Größe der Gegenstände wird sorgfältig angegeben, die Art ihrer Auffindung, wo möglich, angesetzt, und, was ein vorzügliches Verdienst ist, im Stich sowohl als im Texte werden die Restaurationen genau unterschieden.

Das britische Museum vereinigt schon jetzt viele schöne Sammlungen; möge es noch ferner gedeihen und zunehmen! Es ist dieses vielleicht der erste Weg die vielen in England gehäuften und halbvergrabenen Schätze gemeinnützig zu machen. Denn so viel man vernimmt, trachten wohlhabende Sammler daselbst ihre Sammlungen dadurch vor einer muthwilligen Zertrümmerung nach ihrem Hinscheiden zu sichern, das sie dieselben

durch Vermächtnisse dem brit. Museum und der öffentlichen Benützung widmen. Gewiß eine schöne Art auch nach dem Tode noch wohlthätig für sein Vaterland noch fortzuwirken, und die beste, oft die Früchte eines halben Lebens, von einer traurigen Zerstreuung zu bewahren.

### Arzneymittellehre.

*Handbuch der Pharmakologie, oder Lehre von den Arzneymitteln*, nach ihrem naturhistorischen, pharmazeutischen und therapeutischen Theile kritisch bearbeitet von *Friedrich Albrecht Carl Gren*, der Arzneymittelgelahrtheit und Philosophie Doctor, ord. öffentl. Lehrer auf der Universität zu Halle, der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, und vieler andern gelehrten Gesellschaften Mitgliede. *Dritte Auflage*, umgearbeitet, und mit den neuesten Erfahrungen bereichert, von *I. I. Bernhardt* etc. etc. und *Christ. Fr. Buchholz* etc. etc. Erster Band. Halle und Berlin, in den Buchhandlungen des Hallischen Waisenhauses. 1813. XXII. und 568 S. Zweyter Band. Das. 1813. VI. und 680 S. in 8.

Die erste Ausgabe dieses schätzbaren Handbuches erschien im J. 1792 unter demselben Titel in zwey Bänden, wovon der erste die rohen einfachen Arzneymittel nach der Ordnung des Linnéischen Natursystems, der zweyte die zubereiteten und zusammengesetzten enthielt. Bey der zweyten Ausgabe befolgte *Gren* unter dem abgeänderten Titel: *System der Pharmakologie*, den Plan, welcher auch dieser dritten Ausgabe zum Grunde liegt, konnte aber selbst nur den im J. 1797 erschienenen ersten Theil, die allgemeine Pharmakologie enthaltend ausarbeiten. Nach *Gren's* Tode übernahmen auf Ansuchen der Verwandten desselben die Herrn Dr. *I. C. H. Meyer*, und Chemiker *Valentin Rose* die Bearbeitung des zweyten Theiles, der die besondere Pharmakologie enthielt, und in zwey Bänden in den J. 1799. und 1800. erschienen. Viele unserer Leser werden sich erinnern, daß die zweyte Ausgabe im Ganzen sehr gut aufgenommen worden sey, obgleich sie auch wie jedes Menschenwerk ihre Unvollkommenheiten besitzt. Die Nahmen der Herrn Bearbeiter der vorliegenden dritten Auflage bürgen schon dafür, daß diese der zweyten Ausgabe in keiner Hinsicht nachstehe, und Rec. versichert, daß sie in mancher Rücksicht bedeutend verbessert worden sey. Die Hrn. *Bernhardt* und *Buchholz* erlaubten sich bey Besorgung der neuen Ausgabe nur in so weit, als der Charakter des Grenschen Werkes nicht vertilgt würde, Veränderungen damit

vorzunehmen. Diese bestehen ihrer Angabe gemäß (Vorr. S. VIII.) in Folgendem: *In der Einleitung* ist die Geschichte der Pharmakologie bis in die neueren Zeiten fortgesetzt worden; die Literatur hat die nöthigen Zusätze erhalten, ohne jedoch auf Vollständigkeit Anspruch zu machen. *In der allgemeinen Pharmakologie* ist der erste Abschnitt, welcher die Grundsätze der therapeutischen Pharmakologie enthält, gänzlich umgearbeitet, (und verbessert) worden. Derselbe handelt von den allgemeinen u. besonderen Wirkungen der Arzneymittel; von der Methode, die Arzneymittel einer Substanz zu untersuchen und zu erkennen; und von der Anordnung der Arzneymittel. Der zweyte Abschnitt enthält allgemeinere Grundsätze der physisch-chemischen Pharmakologie, und handelt von der Einsammlung roher Arzneymittel; von den pharmazeutischen Zubereitungen durch mechanische und durch chemische Mittel. In diesem Abschnitte ist die Classification der chemischen Stoffe und die Lehre von den Verwandtschaften etwas verändert worden. *In der besonderen Pharmakologie* sind zu den vorigen Abtheilungen der Mittel einige neue, und zwar *Chinastoff enthaltende; mit starkfärbendem Extractivstoffe versehene; Seneginhaltige Mittel; thierische abgesonderte Flüssigkeiten, welche Arzneymittel abgeben; gasförmige, und mechanisch wirkende Mittel* (welche letztere nur als ein Anhang zur Pharmakologie betrachtet werden sollen) hinzugefüget und einige der früheren Abtheilungen zusammengezogen worden. In Betreff der Auswahl der Mittel sind von den in diesem Werke früher enthaltenen nur wenige weggelassen, aber alle wichtigeren neuen, in Deutschland in Gebrauch gekommenen, eingeschaltet. Die naturhistorische Bestimmung der Pflanzen hat Berichtigungen, die chemisch-pharmazeutische Bereitung der Medicamente Verbesserungen und Zusätze erhalten, und die Angabe der therapeutischen Wirkungen ist durch neuere Bemerkungen vermehrt worden.

Der Inhalt der besonderen Pharmakologie (B. I. S. 265 bis 562 und B. II. S. 1 bis 600) ist in Kürze folgender: Indem man hauptsächlich darauf bedacht war, die einfachen und zusammengesetzten Arzneymittel nach ihren verschiedenen vorwaltenden Heilstoffen zu ordnen, sind sie in folgende 30 Hauptclassen eingetheilt: *Schleimige; mehligte; gallertartige; eyweifsartige; zuckerartige; fette öhligte; bittere; adstringirende; Chinastoff enthaltende Mittel; Mittel mit starkfärbendem Extractivstoffe; kampherartige; ätherisch-öhlige; mildere harzige und schleimharzige; Seneginhaltige; scharfe; narkotische M.; thierische abgesonderte Flüssigkeiten, welche Arzneymittel abgeben; gasförmige; saure; alkalische; erdige; seifenartige M.; al-*

kalische; und erdige Salze; geistige M.; Naphten und versüßte Säuren; Kohle; Phosphor; Schwefel und schwefelhaltige M.; metallische und mechanisch wirkende Mittel. Diese Uebersicht zeigt, daß die Classification nicht auf dem Grunde allein ruhe, den man hauptsächlich ins Auge faßte; da wir aber in der genauen Kenntniß der Bestandtheile der Arzneysubstanzen noch weit zurück sind, und es daher noch nicht an der Zeit ist, in der Anordnung der Arzneymittel nach ihren vorwaltend wirksamen Bestandtheilen etwas Vollkommenes zu fordern: so dienet sie doch wenigstens dazu, die ähnlichen Mittel leichter zu übersehen. Der praktische Arzt darf hiebey nie außer Acht lassen, daß so manche Substanzen, die uns die Chemie bisher als höchst ähnliche dargestellt hat, sich in ihrer Wirksamkeit auf den menschlichen Organismus bey übrigen ähnlichen Verhältnissen doch sehr verschieden zeigen; und daß man deshalb von ähnlichen Bestandtheilen und ähnlichen sinnlichen Eigenschaften der Körper allein auf eine ähnliche arzneyliche Wirksamkeit derselben nie mit beruhigender Gewisheit schließen könne. Aehnliche Bestandtheile, und ähnliche sinnliche Eigenschaften der Körper begründen nur Vermuthung, höchstens Wahrscheinlichkeit ähnlicher Kräfte; diese wird erst durch die Ausbeute zahlreicher, mannigfaltiger, genau und verständig angestellter Beobachtungen und Versuche zur Gewisheit erhoben.

Den einzelnen Classen sind allgemeine Betrachtungen über die Eigenschaften und Arzneykräfte der Bestandtheile, durch welche die Substanzen einer jeden Classe vorzugsweise wirksam sind, vorangeschickt, worauf diese Substanzen selbst in naturhistorischer, physischer, und therapeutischer Beziehung abgehandelt, und zugleich die von ihnen gebräuchlichen Zubereitungen angegeben und gewürdigt werden. Die systematische Bestimmung der einzelnen Arzneykörper, die Resultate der verlässlicheren Analysen ihrer Bestandtheile, die Beschreibung ihrer Eigenheiten, die Angabe ihrer Kenn- und Unterscheidungszeichen von jenen, mit denen sie etwa verwechselt werden können, ihrer Verfälschungen, der üblichen Formen ihrer Anwendung, und bey Präparaten die Angabe ihrer chemisch-pharmazeutischen Bereitung sind sehr genau, und hiebey die neuesten Entdeckungen der Naturforscher und die neuesten Fortschritte in der Physik, Chemie und Pharmacie trefflich benützt, so daß in diesen Hinsichten das Werk gewis jeden Leser befriedigen, und neben Pfaff's angefangenem *Systeme der Materia medica nach chemischen Principien* etc. etc. (I. Th. 1. Abth. Leipz. 1808. 2. Abth. das. 1811 und 1814.) seinen Platz rühmlich behaupten wird.

Die schwächere Seite des Buches ist unstreitig noch wie vordem die therapeutische. Obgleich es demselben zur Empfehlung gereichet, daß sein therapeutischer Theil so viel möglich von den Theorien und Hypothesen der Schulen frey erhalten worden ist: so muß man doch andererseits bedauern, daß es (Vorr. S. VII.) außer dem Plane desselben lag, uns über die Anwendung der Medicamente in besonderen Fällen genauer und umständlich zu belehren, und dadurch den Titel einer praktischen Arzneymittellehre anzusprechen; daß an vielen Orten z. B. bey vielen bitteren adstringirenden etc. Mitteln, bey dem Terpenthinöhl S. 540, u. a. die gewöhnlicheren mittleren Gaben der Arzneymittel, die zu Aufgüssen oder Absüden erforderlichen Quantitäten gleichsam als bekannt angenommen nicht angesetzt, an anderen Orten z. B. bey der Baldrianwurzel S. 498 für den wässrigen Aufguss, bey dem Castoreum S. 510, Bisam S. 514, u. e. a. dieselben wohl zu groß angegeben und daß manche wichtige Mittel z. B. die Digitalis purpurea (Th. II. S. 72) zu kurz abgehandelt sind.

Den Schluss des zweyten Bandes machen ein alphabetisch geordnetes Register von S. 601 bis 666, und Zusätze und Verbesserungen zu beyden Bänden von S. 667 bis 680.

Die Auflage ist hübsch, doch nebst den verbesserten nicht ohne bedeutende Druckfehler; dergleichen sind z. B. Titanus anstatt Tetanus, Cellus anstatt Callus etc. etc.

Die Hrn. Herausgeber gedenken in einem eigenen Bande als Supplement den Gebrauch des gemeinen und der mineralischen Wasser abzuhandeln, und zugleich eine Anleitung zur chemischen Analyse der letzteren zu geben. Möchten sie uns recht bald damit erfreuen!

R — i —

### Erbauungsschriften.

1. *Hála - adó predikazio azon fényes gyözdölemnek szívbéli tellyes örömmel való megháldlására, mellyel a' Mindenható, Felséges Királyunk vitéz seregeit, Frigyesével egyben Lipsia városánál Oct. XVI, XVIII. és XIX. napjain megkoronázta. Mondotta Toth János, a' Rév. Komáromi Reformata Gyülekezet egyik Predikátora 1813dik esztendőben November 14dik napján.* Dankpredigt zur herzlich frohen Feyer jenes glänzenden Sieges, mit welchem der Allmächtige die tapfern Schaaeren unsers Königs und seine Verbündeten am 16. 18. und 19. October bey Leipzig gekrönt hat. Gehalten den 14. Nov. 1813 von Johann Toth, einem von den zwey Predigern der evangelisch-reformirten Gemeine in Komorn. Komorn bey Weimüllers Wittwe. 1813. 8. S. 28.

2. *A Vallásnak intései's vizsgálásai. (.) Mellyeket (mellyeket) a' Csengei Ev. Hivőknek, a' midőn ezek az ő gyászos hamvaiból újonnan felépült Templomjokba, Nov. 21dikén 1813dik esztendőben Istenni tisztetel végett legelőzser béleptek, tolmátsolt és jziv.kre kötött. Horváth Sigmond.* Die Ermahnungen und Tröstungen der Religion, den Gläubigen der evangelischen Gemeinde in Csenge, als diese, den 2. Nov. 1813, in ihren aus seiner traurigen Asche neu erbauten Tempel um Gottesverehrung zu halten, zum erstenmahl hineintraten, erläutert und eingeschräfft von Siegmund Horváth. Raab, bey Joseph Streibigs Witwe. 24 S. in 4.
3. *A Patriotismusnak megegyeztetése az Evangéliomi Erhikával. Azon Felséges Rendelés' kihirdetésekor, hogy legyenek könyörgések a' Királyi Felségért és fegyverének szerentéséért, mondotta 26dik Septemberbe 1813. Kolmár József, a' Révkomáromi Reformata Gyülekezet egyik Predikátora.* Vereinbarung des Patriotismus (der Vaterlandsliebe) mit der Ethik (Sittenlehre) des Evangelii. Eine Predigt, den 26. Sept. 1813. bey der Gelegenheit, als der allerhöchste Befehl, der die öffentlichen Gebethe um das Wohl Sr. königl. Majestät und um das Glück seiner Waffen verordnet, bekannt gemacht wurde; gehalten von Joseph Kolmár, einem der zwey Prediger der evang. reformirten Gemeinde in Komorn. — Komorn bey Weinmüllers Witwe 1813. 30 S. 8.
4. *Egy szó a' maga idejében a' vallásbeli türedelem gyarapodásáról (.) mondotta (Mondotta) R. Komáromban 5dik Juni (Junius 5dikén) 1814. Kolmár József (.) a' H. C. tartó Gyülekezet egyik Predik.* Ein Wort zu seiner Zeit über die Zunahme der religiösen Duldung. Eine Predigt gehalten in Komorn den 5. Juni 1814 von Joseph Kolmár, Prediger der Gemeine helvetischer Confession in Komorn. Komorn, bey Weinmüllers Witwe 1814. 24 S. 8.
5. *A Kezvelem templomáról. Fő Tisztelendő Superintendens Toth Pápai József Ur püspöki felszenteltetése alkalmatosságával mondotta Rév. Komáromban 30. Juni (Junius' 30dikán) 1814. Kolmár József, a' H. C. tartó Gyülekezet' egyik Predikátora.* Von dem Tempel der Gnade. Eine Predigt, bey Gelegenheit der bischöflichen Einweihung des hochwürdigen Herrn Superintendenten Joseph Toth Pápay, den 30. Juni 1814

in Komorn gehalten von Joseph Kolmár, Prediger der Gemeine helvetischer Confession in Komorn. — Komorn, bey Weinmüllers Wittwe 1814. 61 S. 8.

6. *A Cheirotesiáról. Ugyan azon alkalmatossággal mondattatott a' Helv. Conf. tartó Duna-melyleki Ekklesiai megyének Superintendense és Tek. Nemes Báts-Bodrog Várm. Tábla-Bírója Fő Tisztel. Tormássi János Ur mint Consecrans Püspök által.* Ueber die Cheirotésie. Bey der nähmlichen Gelegenheit vom hochwü. Herrn Johann Tormássi, Superintendenten des diesseits der Donau liegenden Kirchensprengels und Gerichtsbeysitzer der löbl. Batscher und Bodroger Gespannschaften, als einweihendem Bischofe. Komorn, bey Weinmüllers Wittwe, 1814. 27 S. 8.

Predigten von verschiedenem Werth!

No. 1. Ermuntert zur Freude über den großen Sieg der Völker, gibt dazu die Gründe an, und dann belehrt auch, wie diese Freude beschaffen seyn soll. Diese Predigt enthält richtig gedachte und gut geordnete Wahrheiten; auch der Vortrag ist übrigens gut, nur dafs er hie und da mit orientalischen Bildern überladen und schwerfällig ist.

No. 2. Erhebt sich in keiner Hinsicht über das Mittelmäßige. Der Verf. sollte logischer ordnen, sollte alles, was zum oratorischen Style gehört, besser inne haben, und besonders das, was einer Kanzelrede Würde und Salbung gibt, fleißiger studiren.

No. 3. 4. 5. Diese rühren von einem Verfasser her, von einem Manne, der theologische Gelehrsamkeit mit aufgeklärter Ansicht, nicht gemeine Darstellungsgabe mit eben so ungemeiner Freymüthigkeit verbindet. Hätte er einen musterhaft geläuterten Geschmack, so könnte er für einen classischen Redner gelten. Aber in dieser Hinsicht läßt er sich lieber zu seinem halbgebildeten Publicum herab, als dafs er dasselbe an sich hinaufziehen sollte. Freylich hat er davon den Vortheil, dafs er einen desto allgemeinem Beyfall einerntet. Ganz besonders war diefs mit der Predigt No. 6. der Fall, die nicht nur von allen Zuhörern gepriesen wurde, sondern auch das seltene Schicksal hatte, von einem Katholiken ins Lateinische übersetzt zu werden.

No. 6. Mehr eine kurze gelehrte Abhandlung; als eine mit Kraft und Wärme verfaßte, belebende und begeisternde Anrede.



## Allgemeine Literaturzeitung.

N<sup>ro</sup>. 38.

Freitag den 12. May.

1815.

## Geschichte.

*Geschichte des holländischen Colonialwesens in Ostindien, von Friedrich Saalfeld, Professor in Göttingen.* Erster Theil. Stat sua cuique dies! *Virgil.* Göttingen bey Dietrich. 1812. XXIV. und 352 S. in kl. 8. Zweyter Theil. Ebendas. 1813. XVI und 264 S. auch unter dem Titel:

*Allgemeine Colonialgeschichte des neuern Europas.* Erste Abtheilung. Geschichte des europäischen Colonialwesens in Ostindien. Dritter und vierter Band.

Diese Arbeit des Verf. schließt sich an seine vor ein Paar Jahren erschienene Geschichte der Portugiesischen Colonien als Fortsetzung seiner allgemeinen Colonialgeschichte an, und konnte nur bey so reichen Hülfsmitteln, als ihm in der *Göttinger* Bibliothek zu Gebote stehen, zu Stande gebracht werden. Ueber dem theilte Hr. Prof. *Lüder* dem Verf. noch einige officiële Materialien über die holländischen Finanzen mit, und so sehen wir zum erstenmahle einen wichtigen, politischen, statistischen Gegenstand erhellt, den die holländisch-ostindische Compagnie bisher in einen undurchdringlichen Schleier zu verhüllen strebte. Der Verf. liefert I. *Geschichte der holländischen Eroberungen und Niederlassungen* S. 1—195. Die Holländer verdrängen die Portugiesen, Monopol ihr einziges Ziel und Interesse, das sie mit beyspielloser Betriebsamkeit verfolgen. Durch ihre Ostindischen Besitzungen wird die kleine, unbedeutende Republik eine der ersten See- und Handels-Mächte. Die Fischereyen waren die erste Schule ihrer Seeleute, vorzüglich der Häringsfang. Der ostindisch-portugiesische Zwischenhandel, wodurch sie erst die nach Lissabon gebrachten ostindischen Producte in *Europa* in Umlauf setzten, bereicherte vorzüglich *Antwerpen*, *Brügge* und *Gent*, und brachte ihre Marine schnell zu außerordentlicher Höhe. Da trat der Druck der spanischen Tyrannei ein, der sie um so mehr

Fünftes Heft.

drängte auf dem Meere ihr Heil zu suchen, da sie zu Lande nicht widerstehen konnten. Durch die vom Prinzen von *Oranien* ertheilten Kaperbriefe entstanden 1570 die *Wasser-Geusen*, welche (ausgewanderte Edelleute) sich bald durch Flüchtlinge und durch den glücklichen Erfolg, welchen ihre Kapereyen gegen die *Spanier* hatten, vorzüglich, nachdem sie durch die Eroberung von *Briel* am 1. April des Jahres 1572 sich einen sichern Zufluchtsort verschafft hatten, ansehnlich vermehrten. Die Schwäche der *Spanier* zur See weckte nur umso mehr den holländischen Unternehmungsgest auf diesem Element; genährt durch Patriotismus und Religiosität. 1576 plündern und verbrennen die *Spanier* *Antwerpen* und mehrere andere belgische Städte. Die reichsten Kaufleute flüchten nach *Amsterdam*, wo *Religions-* und *Abgaben-Freyheit* herrscht. *Philipp II.*, auch Herr von *Portugall* glaubt die Quelle des holländischen Wohlstandes zu untergraben, wenn er ihnen 1584 und noch schärfer 1594 (wo er 50 ihrer Schiffe zu *Lissabon* in Beschlag nimmt) den ostindisch-portugiesischen Zwischenhandel verbietet. Aber er zeigt ihnen dadurch den directen Weg nach *Ostindien*. Nach kühnen vergeblichen Versuchen eine nordöstliche Durchfahrt um *Japan* und *China* herum nach *Ostindien* zu finden und auf diesem Wege den zahlreichen portugiesischen Geschwadern zu entgehen, legte *Kornelis Houtmann* wohlüberdachte Plane zur directen Fahrt nach *Ostindien* vor, welche Beyfall fanden, und die Bildung der *Gesellschaft der fernen Länder*, aus *Amsterdamer* und *Antwerpner* Kaufleuten veranlafste. 1595 wurden dazu die ersten Schiffe ausgerüstet, die nach 2 1/4 Jahr nicht ohne Erfolg zurückkehrten. Die folgenden Expeditionen brachten reiche Gewürzladungen zurück; und veranlafsten eine Menge Compagnien und neuer Schiffsrüstungen. Der ganze Handel *Antwerpens* zog sich nach *Amsterdam*. Die Eifersucht der *Spanier* und *Portugiesen* erwachte nur um so mehr, da die Verläumdung der letzten bey den *indischen* Fürsten nicht den gehofften Eingang fanden, sollte Gewalt die *Hol-*

Länder aus den indischen Gewässern entfernen. Dieß gelang nicht; vielmehr schlossen die Holländer, die sich durch ein besseres Benehmen als die trotziges Portugiesen empfohlen, immer mehrere, die letztern ausschließenden Verträge mit den indischen Fürsten. — Indessen zeigte sich, daß die Concurrnz so vieler Handelsgesellschaften und einzelner Kaufleute zu groß und von nachtheiligen Folgen war, und daß es gegen die Portugiesen und Spanier einer wohl und dauerhaft organisirten Macht bedurfte, die weder von einzelnen Kaufleuten noch vom Staat, in seiner damahls bedrängten Lage zu erwarten war. So entstand 1602 der Freybrief für die neue ostindische Compagnie, auf ausschließlichen ostindischen Handel und Ausübung der Souveränitätsrechte im Namen der Generalstaaten in Ostindien. Der erste Fonds betrug 6 1/2 Million Gulden. Sie ward das Muster für alle ähnlichen spätern, übertraf sie aber sämmtlich durch die lange Dauer ihres Flors. Bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts blieb sie die erste europäische Macht in Indien, erhielt sich 100 Jahre lang frey von allen Schulden, vertheilte unter ihre Actionairs jährlich eine beträchtliche Dividende, bestand sehr kostbare Kriege und machte Holland zum vornehmsten und beynahe einzigen Markt aller indischen Waaren.

1609 machte Hudson abermahls, wiewohl vergeblich den Versuch eine kürzere Fahrt nach Ostindien zu finden. Dafür verewigte die von ihm entdeckte Bai seinen Namen. In demselben Jahre erhielten die Holländer Erlaubniß zu Factorien in Japan, (S. 1—65). — Nach dieser Einleitung, wovon hier der Kern mitgetheilt worden, werden bis 193 die 33 General-Gouverneurs und die vornehmsten unter ihnen vorgefallnen Ereignisse aufgeführt. Es dreht sich Alles um Kriege mit den indischen Fürsten, den Portugiesen, Franzosen, Engländern, Dänen — um stete Erweiterung und Befestigung des Gebiets und Behauptung des Monopols mit dem Gewürzhandel. — Einige Denkwürdigkeiten zeichnen wir aus. 1615 versuchte Jakob le Maire zwischen Kap Horn und den Staateninseln einen neuen Weg nach Ostindien und gab der dortigen Meerenge seinen Namen (S. 70). — Der standhaften Verfolgung einer Hauptmaxime verdankten die Holländer größtentheils ihre Ausbreitung in Ostindien: Nie ein Unternehmen, welches sie einmahl als vortheilhaft erkannt, ganz aufzugeben, deßhalb alles zu ertragen, Beleidigungen zu vergessen (S. 107). 1648 wird die botanische Liebhaberey des Schiffschirurgus Jan van Riebeck bey Anlanden einer Retourflotte, die Veranlassung das Vorgebürge der guten Hoffnung näher kennen zu lernen. Riebeck schildert den Directoren seine Fruchtbarkeit, sei-

ne Tauglichkeit zur Niederlassung und so gründet eine Naturwissenschaft eine neue, wichtige Colonie (S. 121). Dagegen verlieren sie 1662 durch einen chinesischen Schneider und die Nachlässigkeit der Directoren Formosa (S. 135—148). — Gefährlich war 1740 ein Aufruhr der Chinesen in Batavia. Er endigte sich mit einem Blutbad, in dem 10000 der letztern umkamen (S. 178). Welch' eine Goldgrube Ostindien für die Holländer war, mag das einzige Factum beweisen, daß das auf einer Retourflotte befindliche confiscirte Vermögen des in Untersuchung verstorbenen Gouverneurs Valkenier 5 Millionen holl. Gulden betrug (S. 180). — Dagegen machte sich der Gouverneur van Imhof durch treffliche Anordnungen und Einrichtungen verdient. (Bey dieser Gelegenheit müßen wir tadeln, daß uns der Verf. die Gouverneure der Reihe nach aufführt und die Vorfälle unter ihnen erzählt, ohne uns den mindesten Begriff von der eigentlichen Organisation der ostindischen Compagnie, und der Verfassung und Verwaltung ihres kaufmännischen Staates in Ostindien vorher zu geben, da doch ohne diese, welche erst den Schluß des Werks macht, schon hier und in der folgenden Handelsgeschichte manches dunkel bleibt.) — Auch der Gouverneur Moffel suchte den übertriebenen Luxus und den ihn nähernden Schleichhandel einzuschränken (S. 183). — 1759 fangen die ersten Hauptzwistigkeiten mit den Engländern an, welche vornehmlich der Compagnie den Untergang brachten.

Es folgt nun II. (S. 195—352) die äußerst interessante Geschichte des holländisch-ostindischen Handels. Die Holländer gaben dem gesammten Colonialhandel aller europäischen Staaten zuerst die noch heute gebliebene Gestaltung. Sie gaben das erste Beyspiel einer mercantilisch-politischen Compagnie. A. Handel der Compagnie in Europa. Ihre in Holland angelangten Waaren wurden in Magazinen gesammelt und dann öffentlich im Frühjahr und Herbst versteigert, mit Ausnahme der Gewürznägelein und Muskatnüsse, für welche die Directoren bestimmte Preise festsetzten. Diese Auctionen gaben in den Jahren der höchsten Blüthe 1720—1729 einen Ertrag von fast 19 Millionen fl. holl. jährl.; darunter die Gewürze allein gegen 8 Mill. Nicht einmahl ein Viertel davon verbrauchte Holland, alles übrige ward ausgeführt und das in eignen Schiffen durch ganz Europa. Daher entstand die erstaunlich zahlreiche Handelsmarine und Holland kam so in den Besitz der vortheilhaftesten Zweige des Zwischenhandels, lange Zeit hindurch die Hauptquelle seines Flors.

B. Handel zwischen Europa und Indien. Er war ein Monopol der Compagnie vorzüglich für die Gewürze. Gold, Silber und Juwelen durften

nicht in natura, sondern nur der Werth dafür nach Holland exportirt werden. Alles dieß mußte dem Generalcomptoir in *Batavia* überliefert werden, welches Wechsel auf *Holland* dagegen ausstellte.

Dahin Rückkehrenden wurden ihre Kisten untersucht bey der Ankunft, alle Kaufgüter herausgenommen, in den öffentlichen Auctionen verkauft und der Ertrag nach Abzug gewisser Procente den Eigenthümern zugestellt. — Die Compagnie-Handels-Schiffe waren zugleich Kriegsschiffe. Jährlich segelten gegen 38 Schiffe mit 7000 Mann besetzt aus *Holland* nach *Indien* und gegen 30 retour (S. 211). Gewöhnlich blieben sie 7 Monathe, selten 5 — 6, aber auch 10 — 15 Monathe unterwegs. Die Ausfuhr aus *Europa* bestand hauptsächlich in baarem Gelde, besonders Piastern, dann Kriegs-Bedürfnissen, Lebensmitteln, alles Uebrige unbedeutend. Die Ausfuhr aus *Indien* bestand 1) in Gewürzen, Victualien und Arzneywaaren (Kaffee, Thee, Indigo, Salpeter, Ambra, Moschus, Rhabarber, Borax, Kampfer, Bezoar, Lack und Benzoeharz) 2. Seide und Seidenstoffe aus *China*, *Bengalen*, *Persien*, *Turkin* und *Achem*. 3. Baumwolle und baumwollne Zeuge aus der ostindischen Halbinsel, wollne Zeuge und Teppiche aus *Persien*, *Agra*. 4. Metalle (Kupfer aus *Japan*, Zinn und Bley aus *Siam*), Porcellan und lakirte Geräthschaften aus *China* und *Japan*, Farbehölzer (Aquila, Siampan, Aloe, Sandel, Ebenholz), Perlen aus dem Pers. Meerbusen, *Ceylon* und *Japan*, Edelsteine (Diamanten aus *Visapour*, *Golkonda*, *Bengalen* und *Borneo* — Rubinen, Saphire, Topase, Hyacinthen, Amethyste aus *Ava* — Türkisse aus *Persien* — Achate aus *Camboja* (S. 220.)

*C. Handel in Indien.* Dieser bestand in dem Zwischenhandel zwischen den verschiedenen Küsten und Ländern *Indiens*, worin sie hauptsächlich an den *Chinesen* starke Rivalen hatten. Er beruhte hauptsächlich auf Tractaten mit den einheimischen Fürsten, welche den Holländern meistentheils monopolistisch die Handelsfreyheit und Lieferung der Waaren um bestimmte Preise, diese hingegen Beystand ihrer ganzen Macht zusicherten. Für diesen Zwischenhandel bestanden regelmäßige Fahrten nach 1. *Javas* Nord-Ost-Küste, 2. *Sumatra*, 3. nach *Makassar* mit *Amboina*, *Banda*, *Timor*, *Solor* und *Ternate*, 4. nach *Ceylon*, *Surate* und *Persien*, 5. nach *Koromandel*, 6. *Bengalen*, 7. *Malakka*, 8. *Siam*, 9. *Arrakan*, 10. *Pegu* und *Persien* von *Koromandel* aus, 11. *China*, *Tunquin* und *Camboja*, 12. *Japan*, 13. *Mocha* in *Arabien* von *Ceylon* aus, 14. *Vorgebirg der guten Hoffnung*.

1. Immer war zugleich der Mittelpunkt der Macht und des Handels der *Holländer*, *Batavia*

der Hauptsitz; von *Java* überhaupt, ohne den District von *Batavia* Reis der wichtigste Ausfuhrartikel an 800000 Ct. jährlich. — Ein andrer ansehnlicher Handelsartikel war der Kaffee von *Mocha* aus hierher verpflanzt, jährlich 200000 Ct. — Zucker 6000 Ct. — Pfeffer 2000 Ct. — *Arrak* 200,000 Fässer — Indigo, Salz, indianische Vogelnester, Tabak. — Der District von *Batavia* insbesondere lieferte 20000 Ct. Zucker, 20000 Ct. Kaffee, 5000 Ct. Pfeffer, 100 Fässer *Arrak* u. s. w.; so wie das Gouvernement der Nordostküste von *Java* 200 Ct. Indigo, Einkaufspreis 1 fl. 10 Stüver, 500 Ct. Kurkume, 650 Ct. Baumwollen Garn. *Cheribon* lieferte 300 Ct. Baumwollen Garn, 1000 Ct. Indigo, 12000 Centner Pfeffer; *Bantam* hauptsächlich Pfeffer 30000 Centner (S. 249).

Einfuhrartikel nach *Java* waren aus *China* Thee, Porcellan, Seide und Seidenstoffe und Baumwollenwaaren für 3 Millionen Livres; Gold und Piaster von den *Philippinen* für Zimmt — Kupfer aus *Europa* in großer Menge, wegen des starken Verbrauchs der Einwohner — Opium — Gold von *Sumatra*, *Borneo*, *Ternate*, gegen 10000 Unzen. — Silber, besonders Piaster und Kaiserthaler aus *Europa*.

So wichtig nun hiernach dieser *Javanische* Handel war, so hätte er noch weit bedeutender werden können, wenn nicht die Compagnie so manche kleinliche und verkehrte Maafsregeln genommen und die Cultur einiger schätzbaren Producte ganz vernachlässigt hätte.

2. *Sumatra*, arm an Menschen und Häfen, Ausfuhr hauptsächlich *Waschgold*, Zinn 20000 Ct. und Pfeffer 20000 Ct.; Einfuhr: Rohr, Diamanten, Opium, Baumwollen Zeuge, Salz, Reis, Oel, Butter, Käse, Kriegsbedürfnisse (S. 260)

3. *Borneo*, Ausfuhr vornämlich viele Diamanten und Goldstaub, dann Pfeffer (6000 Ct.), Bezoar, Gummilac, Benzoeharz, der beste Kampfer, Wachs und Sago. Einfuhr: Reis, Zeuge, Opium, Salz, Oehl, Baumwollen Garn, chinesische und japanische Waaren (S. 265).

4. *Celebes* oder *Makassar*. Ausfuhr, vornämlich Reis, dann Gold, indianisches Farbeholz und Sklaven aus dem Innern der Insel; Einfuhr, Opium, Gummilac, starke Getränke, baumwollne Zeuge, Tabak, Golddrath, Porcellan und rohe Seide (S. 268).

5. *Timor* und angränzende Inseln. Ausfuhr: Sklaven, Wachs, Sappan- und Sandelholz, gute Pferde, Schildpat und Cadjang, indianische Vogelnester. Einfuhr: grobe, baumwollene Zeuge, Eisenwerk, Corallen und Reis. (S. 270)

6. *Molukken*. Bis 1652 Hauptvaterland der Gewürze, zu deren Ausrottung aber die Holländer die indischen Fürsten zwangen, um dem Schleich-

handel zu steuern; da der Anbau der Gewürznägelin nun blofs auf *Amboina* und der Muskatnüsse auf *Banda* beschränkt blieb. Ausfuhr etwas Gold und indianische Vogelneester. Einfuhr Baumwollenzeuge (S. 273).

7. *Amboina*. Ausfuhr: Gewürznägelin von 500000 Stück Bäumen, welche 2—2 1/2 Pf. jährlich geben. Um den Preis in der Höhe zu halten, wurden oft ansehnliche Quantitäten verbrannt. Einfuhr: baumwollene Zeuge von *Koromandel* (S. 278).

8. *Banda*-Inseln. Ausfuhr: Muskat-Nüsse und Blüthe jährlich 8000 Ct., dann etwas Perlen, Vogelneester, Tripang, Schildpat, wilde Schweine, Hirsche und Seekühe. Einfuhr: baumwollene Zeuge und Reis (S. 284).

9. *Ceylon*. Ausfuhr: vornehmlich Zimmt 6000 Ct. und Zimmtöhl, Edelsteine, besonders grofse Rubine, Topase, Saphire, Katzenaugen, Perlen, Pfeffer, Kaffeh, Kardamomen, baumwollene Waaren, Cauris, Arreka-Nüsse, Elephanten und Elfenbein (S. 295).

10. *Surate*. Ausfuhr: Edelsteine, besonders Diamanten, kostbare Stoffe, weifse baumwollene Waaren, Gummigutt, Seidenstoffe, Cadjon und Opium. Einfuhr: Gewürznägelin, Muskat-Nüsse und Blüthe, Zimmt, japanisches Kupfer, Zinn, Zucker, Elephanzähne, Schildpat, Kampfer, Zinnober (S. 299).

11. *Malabar*. Einfuhr: Alaun, Benzoeharz, Kampfer, Bley, Eisen, Kupfer, Quecksilber, Zink und Zucker. Ausfuhr: Sklaven, etwas Kardamomen und Pfeffer (S. 301).

12. *Koromandel*. Einfuhr: Arrak, Zucker, japanisches Kupfer, Specereyen, Eisen, Bley, Kalm, Zink und Pfeffer. Ausfuhr: weifse und gefärbte baumwollene Waaren und Kaliaturholz (S. 302).

13. *Bengalen*. Einfuhr: Gewürz, Pfeffer, Kaffeh und Goldstaub. Ausfuhr: Seide, baumwollene Waaren, Opium (800 Ct. jährlich), Salpeter und Borax (S. 306).

14. *Malacca*. Ausfuhr; Zinn (3—4000 Ct.), Elfenbein, Gold, Arréka, Schwefel, Schiffsharz, Mastbäume. Einfuhr: Opium und baumwollene Zeuge (S. 309).

15. *Siam*. Ausfuhr: Reis, Gummilak, schwarzes Lak, Weihrauch, Oehl, Cassia, Zucker, Sappanholz, Zinn, Elephanzähne, Arreka-Nüsse, Kuh- und Büffelhäute, Kambodische Nüsse, Hirschfelle, Gutta Gambar, Vogelneester, Poetsjoe, die kostbaren Rochenhäute; Gold, Silber, Bley, Edelsteine (besonders Diamanten, Saphire und Achate), Eisen, Stahl, Salpeter, Indigo, Zimmerholz, Salz und Pfeffer. Einfuhr: Tücher, baumwollen Garn, baumwollene Zeuge, Flittergold, Zinnober,

Madafont, goldlederne Spiegel, Kaliaturholz und Specereyen (S. 310).

16. *Patani*. Hauptproducte zur Ausfuhr: Pfeffer, Früchte, Wildpret.

17. *Tunquin*. Ausfuhr: Seide, Kardamomen, Zimmt, Seidenstoffe. Einfuhr: Specereyen, Tücher, Bley, Salpeter, Schwefel, Waffen.

18. *Camboja*. Ausfuhr: Seide und Seidenzeuge, Büffel-Hirsch- und Rochenhäute, Benzoe.

19. *Pegu* und *Ava*. Ausfuhr: Rubinen, Silber, Kaolin, Elephanzähne, Wachs, Zinn, Honig, Kardamomen, verglaste Töpfe (Martawanen), viel hölzernes Geräthe, Pfeffer, Erdöhl, Caatsjoe und Kupfergeschirr. Einfuhr: baumwollene Zeuge, Specereyen, Quecksilber, Tücher und persische Stoffe.

20. *Arrakan*. Ausfuhr: Reis, Salpeter, Wachs, Sklaven, Gold und Silber. Einfuhr: Baumwollenwaaren, Pfeffer, Eisen, Stahl, Opium, Sandelholz, Kupfer, Zinn, grobes Porcellan und Specereyen.

21. *China*. Mit diesem Reiche und *Japan* wärd lange der Handel von *Formosa* aus getrieben, bis diese Insel verlohren ging, wo dann die *Chineser* nach *Batavia* Thee, Seidenzeuge, Porcellan, Kupfer, Quecksilber, Sternanis, Moschus, Zinnober und Rhabarber brachten, dagegen abholten Bley, Zinn, Pfeffer, Weihrauch, Kampfer, Amber, Gewürznägelin, Zimmt, und Muskatnüsse. (S. 324)

22. *Japan*. Hier ein merkwürdiges, die Menschheit entehrendes Geschichts-Factum, wohin das Handels-Interesse führen kann. Um dieses letztern willen mit der Japanischen Regierung in gutem Vernehmen zu bleiben, willfahrte die Compagnie dem Ansinnen des Kaisers von *Japan* 1638 bey der grofsen, schrecklichen Verfolgung der Christen, gegen letztere, wovon 4000 in *Simibara* eingeschlossen waren, ihn zu unterstützen. Der holländische Resident beschofs sie aus seinem Schiff und überliefs sein grobes Geschütz zu gleichem Zweck den *Japanern* (S. 331). Ausfuhr: Silber (jährl. 45 Millionen Gulden bis 1641, worauf die Ausfuhr verboten ward), Kupfer, Kampfer, Sooja, lakirte Waaren und Porcellan. Einfuhr; Zucker, Sappanholz, Seidenstoffe, weifse Waaren, Tücher, Quecksilber, Zinnober, Wachs, Gewürze. — Unter welchen grofsen Beschränkungen nur dieser Handel betrieben werden konnte, ist bekannt. (S. 344)

23. *Persien*. Einfuhr: Benzoin, Zink, Kardamomen, Caffeh, Elephanzähne, Damaste, Pelangs, Gewürznägelin, Pfeffer, Zinn, Tücher, Baumwollenwaaren, Chinarinde, Zucker. Ausfuhr: Rosenwasser, Weine, Pitasjes, Mandeln, gemeine

und goldgewirkte, wollene Teppiche, Pferde, Kirmanische Wolle, seidne und sammtne Stoffe, rothe Seide, silberne Münzen und Teufelsdreck. (S. 346.)

24. *Arabien*. Einfuhr: Ostindische Baumwollenwaaren, Gewürze, Indigo, Amber, Sklaven, Elephantenzähne, Arzneywaaren, Agel- und Sandelholz, Golddrath, Zibet, Benzoe, Seide, Seidenstoffe, chinesische Waaren, Zucker, Reis, Spiegel, Tobak, Saffran, Sammt, Damast, Tücher, Ingwer, Quecksilber, Nürnberger Waaren und Venetianische Dukaten. Ausfuhr: Carwe Pferde, Weihrauch, Myrrhen, Aloe, Bezoar, rothe Farbwurzel, Amber, Gold, Perlen, Rosinen und arabisches Gummi, vor allem aber Kaffee, allein 1712 blofs durch die Holländer 26000 Centner (S. 349).

25. *Vorgebirg der guten Hoffnung*. Ausfuhr: Weizen, weißer und rother *Constantia*-Wein, Butter, Erbsen, Bohnen für die Schiffsbedürfnisse. Einfuhr: Reis, Zucker, Arrak, Holz, Tücher, Garn und Leinwand. (Schluß des 1. Theils.)

Man sieht schon aus dieser Uebersicht von welchem Umfang und von welcher Wichtigkeit dieser Handel der Compagnie war. Groß war auch der Gewinn, den er abwarf und er würde bey liberaleren, zweckmässigen Maafsregeln noch gröfser gewesen seyn.

Der zweyte Theil beschäftigt sich ganz mit III. *Geschichte der innern Administration*.

Handel und Handelsgewinn war das Hauptaugenmerk der *Holländer*, nicht ein großer Besitzstand zu dem ihre Bevölkerung nicht hinreichte und der auf dem Indischen Continent undankbar war, weil damals das Mogolische Reich hier auf dem Gipfel seiner Macht stand. — Die Inseln besonders von *Sunda* und die *Molukken* blieben der Hauptsitz ihrer Macht, nachdem sie die den Eingebornen verhassten Portugiesen vertrieben.

I. *Administration in Europa*. Das ursprüngliche Einlags-Capital, zu dem nachher nie eine Nachzahlung kam, betrug gegen 7 1/2 Millionen Gulden, in 2153 Actien getheilt, die transportabel waren, so daß durch deren Kauf jeder Holländer Mitglied der Compagnie werden konnte (S. 34); diese Actien standen immer beträchtlich über ihren Nennwerth; selbst im niedrigsten Stande während des Americanischen Kriegs noch 215 pr. C. Ihr höchster war 1720 zu 1260 pr. C. also bis über 37000 fl. (S. 43) Der Dividend war sehr verschieden, auch nicht regelmässig alle Jahre; der niedrigste 12 1/2 pr. C. oder über 800000 fl. für das gesammte Einlags-Capital, der höchste ein einzigesmal (1606) 75 pr. C. (S. 50).

II. *Administration in Indien*. Aufser dem Generalgouvernement in Batavia zerfielen die Besitzungen in mehrere Gouvernements, Directorien, Com-

manderien, Comtoirs und Residenzien. Es bestanden da, wo die Compagnie souverain herrschte, Gouvernements. 1. *Amboina*, 2. *Banda*, 3. *Ternate*, 4. *Malakka*, 5. *Ceylon*, 6. *Makassar*, 7. *das Vorgebirg der guten Hoffnung*. (S. 94) — Directorien waren, 1. für *Coromandel*, 2. *Bengalen*, 3. *Sourate*, 4. *Persien*. Ihre Präsidenten unterscheiden sich von den Gouverneuren nur dadurch, daß sie die Todesstrafe nicht an dem Orte, wo sie residirten, sondern nur am Bord eines Compagnie-Schiffs vollziehen durften. — In den einzelnen blofs vom Generalgouverneur abhängigen Comtoirs hießen die militärischen Befehlshaber Commandeure, die bürgerlichen aber Oberhäupter und Residenten. Ihre gefällten Todes-Urtheile mußten allezeit erst die Bestätigung in *Batavia* erhalten. (S. 99) — Elend war die Militär-Verfassung, der gemeine Soldat schlecht bezahlt und verachtet, in noch höherm Maas war dieß bey den Officieren der Fall. Der Etat sollte seyn 12000 europäische Truppen und 100000 eingeborne Milizen. Der Chef der Landmacht war ein Major (einen höhern Rang gab die Compagnie lange Zeit nicht) zu *Batavia*. 1777 war der Bestand aller Bedienten der Compagnie in Ostindien: 1. Politische und mercantilische Beamte 1647; 2. Kirchliche 132; 3. Chirurgen 332; 4. Artillerie 928; 5. Matrosen 3297; 6. Militär 10334; 7. Handwerker 1812; 8. Verschiedne Bediente 810. — Total der Europäer darunter 19192, der Eingebornen 2663.

Die nur alles kaufmännisch berechnende Compagnie trieb die Sparsamkeit viel zu weit, woraus überhaupt viele Gebrechen, besonders auch bey der Seemacht, entstanden. Sie bestand aus 100 — 180 Schiffen von 30 — 60 Kanonen und 600 — 1000 Tonnen Last, mit 13000 Matrosen und Seeleuten. — Die Justiz hatte zwey Hauptgebrechen; sie war abhängig und es fehlte an tüchtigen Richtern. — Von 1613 — 1696 betrug die gesammten Einnahmen der Compagnie über 346 Millionen, die Ausgaben über 305 Millionen; also ein Ueberschufs in dieser Zeit von 40 Millionen. Von 1697 an entstand fortwährend ein Deficit das bis 1779 nie unter 1 Million jährl. oft aber auch 3 Millionen betrug. — Die Auctionen in *Europa* brachten nie unter 5, nur ein einzigmal (1766) über 27 Millionen ein. S. 189 kommt das interessante Datum vor, daß *Europa* seit 1760 zur Unterhaltung der ost- und westindischen Colonien jährl. wenigstens 100000 Menschen, mit Einschluß der Weiber und Kinder, absandte. Die Schulden haften sich immer mehr, besonders durch die fehlerhafte Organisation, allgemeines Sittenverderbnis, durch die häufigen Fehden mit den einheimischen Fürsten, die Handelsbeeinträchtigung Englands und die Kriege mit diesem Staate. 1794 betrug das gesammte Deficit schon über 127 Millionen.

— 1796 ward die Compagnie von der Regierung aufgehoben. Mit dieser Begebenheit schließt der Verf. sein lehrreiches Werk.

### Schöne Wissenschaften.

*Berzsenyi Daniel Versei. Kiadó Helmecci Mihály. Pesten Trattnerndt. 1813. Daniel Berzsenyi's Gedichte. Herausgegeben von Michael Helmecci. (Mit dem Brustbilde des Dichters.)*

Wer frey von partheyischer Vorliebe für seine Nation, alles Schöne und Gute, es mag auf welchem Boden immer entsprossen seyn, liebevoll aufnimmt, und nach Vermögen zu fördern strebt, der wird gewiß nicht gleichgültig dabey bleiben, wenn er sieht, daß ein Volk sich seinem Schlummer entrauft, das, sowohl wegen der so großen Verschiedenheit seiner Sprache von den übrigen Sprachen Europa's und seines wenigen Verkehrs mit andern Völkern, als auch anderer Umstände wegen, lange Zeit in der Cultur nicht gleichen Schritt mit seinen Zeitgenossen halten konnte. Nicht nur im Ganzen nimmt Ungarn seit mehreren Jahren an Cultur zu, sondern es hat auch einzelne sehr ausgezeichnete Männer aufzuweisen, die nach etwas höherem, als gewöhnlich geschieht, streben. So besitzt es besonders auch mehrere Dichter, die in ihren Werken nicht weniger Genie als geläuterten Geschmack an den Tag legen. Unter diesen nimmt *Berzsenyi* billig einen der ersten Plätze ein, und seine Gedichte verdienen den allgemeinen Beyfall, womit sie aufgenommen worden sind.

Gegenwärtige Sammlung besteht durchgängig, einige wenige ausgenommen, in lyrischen Gedichten, theils in Reimen, theils in griechischem Sylbenmaße, zu dessen Nachahmung die ungrische Sprache besonders geschickt ist. Unter *Berzsenyi's* Hand scheint diese Sprache einen neuen Reiz bekommen zu haben, indem er allezeit die Diction der herrschenden Empfindung anzupassen weiß. Einige unter seinen Gedichten zeichnen sich durch eine hinreißende Kraft im Ausdrucke, andere durch eine schmelzende Weichheit der Sprache aus. Der Dichter besingt bald die Liebe in ihren verschiedenen Aeußerungen, bald die Schönheiten der Natur; bald ist es wehmüthige Erinnerung an die Vergangenheit, was ihn zu sanften, rührenden Klagen begeistert, bald sucht er den Heldenmuth seiner Landsleute, durch Erhebung ihrer Ahnen, aufs neue anzufachen, oder er klagt in strafendem Tone über die jetzige Verderbtheit der Sitten. Nicht selten besingt er das Glück eines rechtschaffenen mit Wenigem zufriedenen

Herzens, und muntert auf zum Streben nach Tugend und Vollkommenheit. Mehrere seiner Gedichte sind Gelegenheitsgedichte oder an noch lebende Personen gerichtet. Und dadurch eben zeigt er, wie sehr er die Sprache in seiner Gewalt habe, daß ihm nicht nur die sanfteren Gesänge der Liebe gelingen, sondern daß er seiner Leyer auch erhabnere Töne zu entlocken weiß. Jedoch scheinen seine übrigen Gedichte vor diesen, die er schon in der Absicht, sie öffentlich bekannt zu machen, geschrieben zu haben scheint, einen großen Vorzug, sowohl an Wahrheit der Empfindung, als an Einfachheit und Ungeziertheit der Sprache zu behaupten. Im Ganzen genommen fällt es gleich auf den ersten Blick in die Augen, daß *Berzsenyi's* Gedichte kein Modekram zusammengestoppelter nichtssagender Phrasen, sondern heilige Ergießungen eines zart- und tiefführenden Herzens seyen. Es wäre daher wirklich zu bedauern, wenn er seinem Vorsatze getreu bleiben, und, wie er am Ende seiner Gedichte sagt, nimmer wieder die Leyer ergreifen wollte.

Unter den übrigen Gedichten befinden sich auch eine Allegorie, betitelt: *A tudományok* (die Wissenschaften) nach Plato, und eine Erzählung: *A Remete* (der Einsiedler); allein diese Dichtungsgattung scheint dem Verfasser weniger angemessen zu seyn. Denn dem letzteren Gedichte fehlt es an Wahrscheinlichkeit, und an einigen Stellen ist es zu weitschweifig. Der Dichter läßt nämlich einen Einsiedler erzählen, wie in einem Kloster, das jetzt in Ruinen liegt, ein Mädchen von ihrem Vater eingesperrt wurde, um sie von ihren Geliebten, der zwar aus altem Geschlecht, allein arm war, zu trennen. Doch der letztere fand Wege in das Kloster, und in ihre Zelle zu gelangen. Allein anstatt sogleich mit ihr zu entfliehen, was doch seine Absicht war, sagt er vielmehr in nicht wenig Worten, daß er mit ihr entfliehen wolle, und in einer noch längern Rede, wo man mehr den stolzirenden Dichter, als die wahren Empfindungen Liebender höret, bezeigt sie ihm ihre Freude über seine Ankunft. Endlich hören sie Lärm, sie bittet ihn, er möchte sie umbringen, und er, der doch auf alle Fälle hätte gefast seyn sollen, durchsticht sie, als ob schon alles verloren wäre, hält ihr dann eine Parentation, und bringt endlich auch sich selbst um.

In den lyrischen Gedichten befinden sich viele Stellen aus Horaz, einige haben ihr Daseyn ganz dem Horaz zu danken, und in anderen ist wenigstens die Gedankenreihe mancher horazischen Oden beybehalten worden, besonders ist dieß der Fall in manchen derjenigen Oden, die gewissen Personen zugeeignet sind. Wir wollen uns hier der Beyspiele enthalten, weil dieß jedem Lesen-

den ohnehin in die Augen fallen wird. Außerdem aber bemerkt man auch öfters häufige Reminiscenzen aus Matthisson, Schiller u. s. w. So ist z. B. folgende Stelle in dem Gedichte: Az Est (der Abend) S. 116. in der 9. Strophe, ganz von Matthisson:

Illy fzent esendesség ölében  
Hallgatott minden, 's így állt,  
Midőn gyöngyház fzekeében-  
Anadyomene fzállt.  
Cynthia így ragyogtatta  
Latmus' virulmányait,  
Hogy Endymionra rakta  
Isteni füzű karjait.

Siehe Elysium, Strophe 6 und 8. Ferner vergleiche man das Gedicht: A' Mulandóság (die Vergänglichkeit) S. 122 mit der Elegie, in den Ruinen eines alten Bergschlosses geschrieben, von Matthisson und mit Kisfaludi's Eingänge zur dritten seiner poetischen Erzählungen (Regék); dann von dem Gedichte: Az élet' korai (die Lebensalter) Seite 166. Die drey ersten Strophen mit den drey ersten Strophen von Schillers Resignation. Die Diction ist zwar größtentheils passend einfach, und nicht mit unnützen Beywörtern überladen, allein der Dichter gefällt sich nicht selten zu sehr im Gebrauche der Mythologie. Mythologie mag zwar in manchen Gedichten an ihrer Stelle seyn, allein wenn der Dichter durch Nahmen aus der Mythologie (und auch diese sind bey Berzsenyi gewöhnlich nicht bloß von Diis majorum gentium, und gewiß manchen seiner Leser unbekannt) das Gedicht erkaltet, und die Empfindung, die er erst so tief erregte, wieder zerstört, so wird man es wohl schwerlich billigen können. Auch außerdem trifft man auf mehrere Stellen, die sehr unangenehm überraschen, und das ganze Gedicht wie ein Klecks verunstalten, die mehr von dem kalten Ordner, als dem fühlenden Dichter hinzugesetzt zu seyn scheinen. Man sehe z. B. das Gedicht: A' reggel (der Morgen) Seite 130.

Már keleten pirúlnak az egek  
A' virradó hajnal mosolyog,  
'S a' tündöklő aranyos fellegek  
Közt ragyogó fáklyája lobog,  
A' pacsirta hangicsálva repdez,  
Vig örömet zengve ki önti,  
A' kis fecske 's elefánt örvendez,  
'S a' feljövő napot köfzönti,  
So röthet sich im Osten der Himmel,  
Die dämmernde Morgenröthe lächelt,  
Und zwischen den glanzenden Goldwolken  
Flammt ihre strahlende Fackel.

Die Lerche fliegt zwitschernd herum,  
Und ergießt im Gesang ihr Entzücken,  
Die kleine Schwalbe und der Elephant freut sich  
Und grüßt die aufsteigende Sonne.

Welch eine üble Figur macht nicht hier der Elephant! So auch, wenn er von einem Weisen spricht, der die Tugend unterdrückt sieht, und sich traurig in die Einsamkeit zurückzieht, und dann weiter fortfährt:

'S fzenelője mellett  
Tépi bajufzát  
und am Kamine  
Rupft er den Bart sich.

Wer fühlt nicht das Niedrige dieses Ausdrucks! Oft drückt er sich auch sehr unbestimmt aus, wenigstens kann man öfters keinen zulänglichen Grund angeben, wesswegen er lieber eine ungewöhnlichere und auch unschicklichere Metapher für eine andere gewöhnlichere und schicklichere gebraucht. Was soll man sich z. B. denken, wenn er in seiner Ajánlás (Zueignung) von Kazinczy spricht:

E' két remek díz kéri méltán  
A' Ganymed' poharát az égben,  
Diese zwey Hauptzierden fordern billig  
Ganyméds Becher im Himmel?

Ferner, wenn er S. 123 in dem Gedichte: Mulandóság, spricht: Itt lakik — a' forró lelkesedés Plutarch' karjára dülve, „Hier wohnt die glühende Begeisterung auf Plutarchs Arm gestützt.“ Da könnte man wohl billig fragen: warum stützt sie sich den gerade auf den Arm Plutarchs? Dieser Ausdruck ist wenigstens sehr unbestimmt und weit hergeholt.

In Hinsicht auf die äußere Form der Gedichte, mag es wohl manchen befremden, daß, da die Längen und Kürzen, wenigstens nach dem Urtheile der meisten neueren ungrischen Dichter, in der ungrischen Sprache so fest bestimmt sind, diese dennoch in ihren gereimten Gedichten noch immer nur die Sylben zählen, ohne auf die Länge oder Kürze derselben auch nur im mindesten Rücksicht zu nehmen. Von Berzsenyi hätte man um so mehr hoffen sollen, daß er diese Schönheit nicht vernachlässigen werde, da der größte Theil seiner Gedichte in griechischem Sylbenmaße geschrieben ist. Uebrigens gebraucht er sehr oft falsche Reime; er reimt rohanása mit váza, rátok mit nyájasságok, fzevet mit szivet, u. s. w., er setzt dort männliche Reime hin, wo in der vorigen Strophe weibliche waren, und oft gebraucht er kurze Endsylben für männliche Reime, die

doch nur blofse Assonanzen sind, und bekanntlich in keiner Sprache für Reime gelten können.

Was die Ausgabe betrifft, diese ist schön und correct, nur können wir uns nicht erklären, was doch den Herrn Herausgeber bewogen habe, nicht immer dieselbe Orthographie zu beobachten. Er schreibt an einigen Stellen Küprifz, an anderen Cyprifz; ferner Khronofz, anstatt Kronofz, und anderswo Khiron, anstatt Chiron. Wahrscheinlich war der Hr. Herausgeber der Meinung: *Κρόνος* und *Χείρον*, werden in der griechischen Sprache beydes mit X geschrieben; allein ein anderes ist *Κρόνος*, Saturnus, und *Χρόνος* die Zeit. Auch könnte der Hr. Herausgeber wohl schwerlich einen hinlänglichen Grund angeben, weswegen er die grofse Zahl der Accente in der ungrisehen Schrift noch durch eine neue, den Ungarn bisher unbekannt Art derselben vermehren wolle, wie in *Ganyméd*, *Anadyomène* u. s. w.

### Rechenkunst.

*Die leichteste Art den Kindern das Rechnen auf eine angenehme Weise beyzubringen, auch zum Selbstunterrichte für Erwachsene anwendbar, welche im Rechnen noch keinen oder keinen gründlichen Unterricht erhalten haben. Von Franz König Lehrer an der Trivialschule zu Bober. Prag, 1815 bey Johann Gottfried Calve.*

Ein Sokratischer Unterricht in den vier Rechnungsarten mit unbenannten und benannten ganzen Zahlen und der Dreysatzregel, welcher nur die Fragen des Lehrers und die Aufgaben enthält, welche so eingerichtet sind, dafs die Kinder die Regeln die man ihnen beybringen will, selbst erfinden müssen und die Aufgaben allein aufzulösen im Stande sind.

Der Verf. bestimmte diefs Werkchen als Leitfaden für den Lehrer, wenn er sich zur Rechenstunde vorbereitet, wenn er die Absicht hat seinen Zöglingen so viel von der Rechenkunst auf eine äufserst leichte Art beyzubringen als selbst den niedrigsten Ständen unentbehrlich ist.

**I.** *Theoretisch-practisches Rechenbuch für Lehrende und Lernende in zwey Theilen. Auf eine sehr leichte und nach der kürzesten Art für den Lehrer zu erklären, als auch für den Lernenden leicht und mit wenig Mühe zu begreifen; verfaßt von Michael Engel, jubilirtem Schreibmeister an der k. k. Muster-Hauptschule und noch wirklicher*

*Lehrer des Kaufmännischen Rechnungsfaches bey der für die Handlungspracticanten errichteten Anstalt zu Grätz. Grätz gedruckt und verlegt bey Joh. Andreas Kienreich 1814.*

**II.** *Gründliches Rechenbuch für die Jugend, besonders aber zum Gebrauche derjenigen, die Kaufleute oder Banquiers werden wollen. Von Meyer Fürth. Leipzig 1813 bey Friedrich Bruder. Erster Theil VIII und 230 S. Zweyter Theil 186 S. 8.*

Der Verf. von I. liefert als 50jähriger Lehrer einen Unterricht in den 4 Rechnungsarten mit ungenannten und genannten ganzen und gebrochenen Zahlen, vorzüglich für solche die sich ohne Beyhülfe eines Lehrers eine gründliche Fertigkeit in der Rechenkunst erwerben wollen. Hierauf folgen die Dreysatzregel, Zins - Liedlohns - Rabatt - Tara - Gewinn - und Verlust - Gesellschafts - Mischungs - Tausch - Geld - Wechselrechnung, und die Ausziehung der Quadrat - und Cubicwurzel. Die Schreibart eines Lehrers an einer Musterschule könnte sprachrichtiger seyn, wie man schon aus dem Titel ersehen kann.

II. hat beyläufig denselben Inhalt und Umfang wie I. Doch verdient es viel weniger Empfehlung. Man stofst häufig auf unrichtige oder verworrene Begriffe z. B. S. 1. Das wahre Eins ist ein solches Wesen, desgleichen nicht vorhanden ist. Nur in Rücksicht der Stücke kann man sagen: Dieses ist Eins; das Stück selbst aber kann aus verschiedenen Sachen zusammengesetzt seyn. Das wahre Eins ist aber einzig und allein; das Einzig bedeutet, dafs es nicht zusammengesetzt ist, und das Allein zeigt, dafs nicht noch ein solches Ding vorhanden ist; daher kann man nur von Gott sagen: Er ist einzig und allein. (!)

S. 2. Dasjenige was wir Eins nennen hängt von unserer Willkühr ab.

S. 3. Verschiedene Gröfsen bedeuten oft einerley.

S. 7. Die Rechenkunst ist eine Wissenschaft aus verschiedenen gegebenen Zahlen andere bestimmen zu können, von denen eine Eigenschaft in Ansehung der gegebenen Zahlen bekannt gemacht worden, und so geht es durch das ganze Werk fort.

Auch die lateinische Terminologie die durchgehend herrscht, macht das Buch minder brauchbar. Warum nicht lieber deutsche allgemein verständliche Ausdrücke für Aggregat, Differenz, factum partiale et totale, reduciren. Inversa, practica, u. s. w.



## Allgemeine Literaturzeitung.

N<sup>ro.</sup> 39.

Dienstag den 16. May.

1815.

## Geschichte.

*Wesentliche Betrachtungen, oder Geschichte des Krieges zwischen den Osmanen und Russen in den Jahren 1768 — 1774 von Resmî Achmed Efendi aus dem Türkischen übersetzt, und durch Anmerkungen erläutert von Heinrich Friedrich von Diez, königl. Preussischem Geheimen Legationsrath und Prälaten, ehemals außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister des Königs zu Constantinopel. Auf eigene Kosten, Halle und Berlin 1813. In Commission der Buchhandlungen des Hallischen Waisenhauses. Großoctav. 307 S. 1. B.*

Der Hr. Verf. der seit 1811 durch drey im selben Jahre erschienenen Werke nämlich: *Buch des Cabus, Ueber Inhalt und Vortrag, Entstehung und Schicksale des königlichen Buchs*, und endlich *Denkwürdigkeiten von Asien* mit dem lobenswerthen Vorsatze aus den Schätzen seiner orientalischen Handschriftensammlung das Merkwürdigste mitzutheilen, und mit einer entschiedenen Partheylichkeit für die gesammte orientalische Literatur insbesondere aber für die Türkische als gelehrter Kenner derselben aufgetreten, fährt fort durch das vor uns liegende Werk sehr schätzbare Beyträge zur Geschichte des Osmanischen Reichs zu liefern, die wenn auch nur Bruchstücke, und ungeachtet vieler durchaus nicht zu rechtfertigenden Eigenheiten und oft willkührlichen Versehen des Uebersetzers dennoch als Materialien aus den Urquellen geschöpft weit gröfseren historischen Werth haben, als eine aus tausend schon vorhandenen einseitigen Geschichten des osmanischen Reichs ohne Kenntnifs der Sprache und des Volkes zusammengestoppelte tausend und eine neue Geschichte desselben. Wenn diese Stoppelleser durch all zu grofse Rücksicht auf äufere Form und gefällige Art der Einkleidung in ihrer Bearbeitung der Geschichte sich an dem Stoffe durch Schaalheit und Leerheit versündigen, so versündigt sich hin-

Fünftes Heft.

wieder Hr. v. D. an der Kunst des Geschichtschreibers, wenn er den Geschmack mit folgenden dürreren Worten ausdrücklich davon ausschließt: „Geschmack, sagt er, wie wir das Ding in der Aesthetik nennen, ist ein leeres Wort für rechte Geschichte (!) welche keine andere Zierden als modeste Wahrheit und Einfalt haben muß, als ob Wahrheit und Einfalt sich mit gutem Geschmacke nicht vertragen! Indem er auf diese Weise in dem Vorberichte zu seiner Uebersetzung (S. 34) dem Geschmacke und seiner eigenen Schreibart das Urtheil spricht, kündigt er auf derselben Seite auch der Zeitrechnung als einer bey wahrer Geschichtschreibung ganz außerwesentlichen und überflüssigen Nebensache den Krieg an. *Es ist dieß*, sind seine Worte, *eine Meinungsache, und ich muß gestehen, daß die Zeitordnung für den moralischen Nutzen, welchen wahre Geschichte haben soll, gemeinlich sehr überflüssig ist; denn wann anders eine Begebenheit so beschaffen ist, daß sie mir in ähnlichen Fällen als Erfahrung und Lehre dienen kann; so wird es mir ganz gleichgültig und unnöthig seyn zu wissen an welchem Tage und in welchem Jahre sie sich zugetragen habe.* Nach diesem Ausspruche fragt Rec. den Hr. Verf. wie denn die Wahrheit und Glaubwürdigkeit der Geschichte erprobt werden könne, sobald die Chronologie gleichgültig und unnöthig ist, und warum denn nach Annahme dieser Voraussetzung der Unterschied der Geschichte und des historischen Romanes, der pragmatischen Historiographie, und der Beschreibungen wahrscheinlich erdichteter Thatsachen liege? Moralischen Nutzen hat auch das Heldengedicht und das historische Epos, die Fabel und der Mythos, *bey denen es freylich ganz gleichgültig und unnöthig ist zu wissen an welchem Tage und in welchem Jahre sie sich zugetragen;* aber verdienen sie dieser moralischen Nutzenanwendung willen den Nahmen der Geschichte, die nicht nur mit innerer sondern auch mit äußerer Wahrheit ausgerüstet seyn muß, um den Menschen lebendig zu ergreifen, und die nur in so weit als sie eine wahrhaft beglaubigte Darstellung des vergangenen

Lebens ist in das gegenwärtige und zukünftige einwirkt? die Beweise dieser doppelten Wahrheit liegen in den Cathegorien des Raums und der Zeit, den natürlichen Schranken der Menschengeschichte, welche ohne Chronologie und Geographie ihrer Sehkraft beraubt seyn würde. Man hat es erlebt, daß Schönschreiber der Geschichte sich wenig um genaue chronologische Angaben, und wieder daß trockene Annalisten und Chronologen sich wenig um Styl und Geschmack bekümmert haben, daß aber Hr. v. D. beydes zugleich zur Geschichtschreibung für ganz unwesentlich und überflüssig hält, ist doch zu arg, und zeigt wie die Sucht nach Paradoxen, die allenfalls in der Gesellschaft als erborgtes Mittel sich auszuzeichnen hingehen mag, einen sonst verständigen Mann in Ungereimtheiten verwickelt, sobald er mit solchen sich selbst in Zwist liegenden Meinungen vors Publikum tritt, und als der Bekämpfer neuer philosophischer Meinungen unter dem Schilde gesuchter Neuheit selbst die größten Blößen geschmackloser Sophismen giebt.

Diese Gebrechen, die sich hauptsächlich im Vorberichte über Sultan Mustafa und Resmi Ahmed Efendi zur Schau tragen, abgerechnet, ist diese Uebersetzung der Geschichte des vorvorletzten russischen osmanischen Krieges aus der Feder eines türkischen Staatsmannes sowohl durch die Treue der Uebersetzung wie es scheint (in so weit diese ohne Einsicht des Originals beurtheilt werden mag) als durch die lehrreichen vergleichenden und berichtigenden Anmerkungen des Uebersetzers eine sehr schätzbare Arbeit. Resmi Ahmed Efendi vormaliger Bothschafter an den Höfen von Berlin und von Wien und dann, nachdem er einige der höchsten Staatsämter begleitet (wovon im Vorberichte das Nöthige ausführlich erzählt wird) vernachlässigt und hintangesetzt, schrieb diese Geschichte nicht als besoldeter Geschichtschreiber des Reichs, sondern als ein unabhängiger und, wie man klar sieht, mit dem Gange der großen Begebenheiten unzufriedener Mann. Aber eben diese Unzufriedenheit schadet der Partheylosigkeit seines Blickes, und seine Darstellung der Begebenheiten darf daher keineswegs wie Hr. v. D. will als reine Wahrheit angenommen, sondern muß vielmehr von den künftigen Forschern und Bearbeitern des osmanischen Geschlechts, (Hr. v. Diez ereifert sich sehr unnöthig wider das Wort *bearbeiten*) mit der gleichzeitigen von Amtswegen geschriebenen Geschichte *Wafsif Efendi's* verglichen und in manchen Stellen an derselben berichtigt und ergänzt werden. Es wäre zu wünschen Hr. v. D. hätte diefs selbst gethan, was er um so leichter thun konnte als *Wafsif's* Geschichte bereits seit zehen Jahren zu Konstantinopel erschie-

nen, und ihrem Inhalte nach in der Haller A. L. Z. Jahrgang 806 umständlich angezeigt worden ist.

Hr. von D. hat Unrecht, wenn er auf diese Geschichtschreiber des osmanischen Reichs von Amtswegen, keinen Werth setzt. Sie sind, besonders die älteren, wenn nicht die einzig verlässlichen, dennoch die besten und glaubwürdigsten Quellen osmanischer Geschichte. Die Geschichte Naima's z. B. voll von unparteyischen und scharf richtenden Urtheilen ist nicht im geringsten das Werk eines schmeichelnden Höflings, wohl aber das eines besoldeten Historiographen, der lieber sein Werk aus andern guten Werken (aus Hadschi Chalfa's *Feslike* vorzüglich) abschrieb als selbst schrieb; und um nicht bey dem älteren allein stehen zu bleiben, sondern auch von den Neuern zu reden von denen Hr. v. D. sagt: „*Ueber diese Historiographen besonders der neuern Zeiten, die für mich keinen sonderlichen Werth haben, ist mein Urtheil in vorhin gefällt.*“ Ein Geschichtsforscher soll aber über Quellen die ihm unbekannt sind, sein Urtheil nicht in voraus fällen, sonst fällt er auch schon in voraus. So ist z. B. Wafsif der jüngste der zu Constantinopel gedruckten Historiographen des Reichs der mit Resmi Ahmed gleichzeitige Beschreiber des russischen Krieges ein seltenes Muster von leidenschaftloser und unbestochener Unpartheylichkeit in einem von Amtswegen besoldetem Geschichtschreiber. Als Belege sey es genug hier jene in der Anzeige in der Haller L. Z. herausgehobenen Züge anzuführen, wo er öffentlich als Ankläger des Sittenverderbnisses der ersten Staatsbeamten, und der Unwissenheit des Reisefendi auftritt, welcher im Divan die Unmöglichkeit, daß eine russische Flotte in den Archipel kommen könne, aus dem gänzlichen Mangel aller Wasserverbindung zwischen dem baltischen und mittelländischen Meer behauptete. Ueberdies war Wafsif eben so gut wie Resmi Ahmed in früherer Zeit Bothschafter und in späterer Reis Efendi gewesen, und als ein wirkendes Werkzeug, ein gültiger Zeuge geschichtlicher Begebenheiten über die er seiner Unpartheylichkeit willen sogar mit größerem Zutrauen als der mißvergnügte und mürrische Resmi Ahmed Efendi angehört zu werden verdient. Ein ähnlicher sittenrichtender und politisch mißvergnügter Schriftsteller wie Resmi Ahmed war aus früherer Zeit (unter Murad IV) Kodschabeg, dessen Schrift über die Uebel oder Ursachen des Verfalls des osmanischen Reichs mit der vorliegenden zugleich erscheinen sollte und die Hr. v. D. nachzutragen verspricht. Wahr ist, daß wie S. 38 sagt die Scribenten von der Gattung des Kodschabeg und Resmi Ahmed Efendi bisher den Europäern ganz unbekannt geblieben“ aber übertrieben, wenn es S. 44 heißt:

„kurz wie Kotschabeg und Resmi Ahmed Efendi so haben hundert andere Osmanen über ihre Regierung und Sitten und über viele andere Dinge unverstohlen und mit größter Freymüthigkeit geschrieben.“ Es würde wirklich schwer fallen in der gesammten osmanischen Literatur auch nur eine halbe Centurie so freymüthiger historischer oder politischer Schriftsteller zusammenzuzählen. Je seltener aber solche Schriftsteller sind, desto größerer Dank ist die gelehrte Welt Hr. v. D. für ihre Bekanntmachung schuldig, und wir wünschen recht sehnlich, daß die versprochene Schrift Kodschabegs der vorliegenden Resmi Ahmeds nächstens erfolgen möge; der Türkische Verfasser ist in Deutschland bereits durch eine andere Arbeit, nämlich durch *des türkischen Gesandten Resmi Ahmed Efendi gesandtschaftliche Berichte von seinen Gesandtschaften in Wien im J. 1757 und in Berlin im J. 1763 aus dem türkischen Originale übersetzt mit erläuternden Anmerkungen. Berlin bey Nikolai* 1809 eben nicht auf die vortheilhafteste Weise bekannt geworden. Hr. v. D. hat das Original dieser Schrift, das ist, die Geschichte Wafsifs nicht gesehen, und bemerkt, daß er darin den Verfasser der vorliegenden wesentlichen Betrachtungen nicht leicht wieder erkannt haben würde. Wirklich erscheint er in diesen eben so wohl unterrichtet und mit richtigem Urtheile begabt, als in jenen Gesandtschaftsberichten unwissend und lächerlich und die Entschuldigung des H. v. D., daß die Irrthümer allein aus der Unbekanntschaft mit europäischen Sprachen, und aus der Unwissenheit der griechischen Dolmetscher geflossen, mag ihm bey nachsichtigen Lesern zu Statten kommen. Die Handschrift, woraus Hr. v. D. übersetzte, ward nach dem Exemplare gemacht das aus des Verfassers Hause kam. Hr. v. D. bemerkt, daß es einen Dichter Resmi gebe verschieden von dem Geschichtschreiber, und glaubt daß er unter Suleiman I. oder bald hernach gelebt habe. Er lebte aber schon unter Mohammed dem II. wie Hr. D. dieses in der Bibliographie Hadschi Chalfa's, welche die königl. Bibliothek zu Berlin besitzt, unter dem Titel *Diwan* leicht hätte finden können.

Von einem älteren Dichter Resmi (Resmi) findet sich dorten keine Spur; die Geschichte Resmis führt den Titel *Chulassatol-itibar* eigentlich *Auswahl des Ansehns*, oder wie Hr. D. übersetzt: *wesentliche Betrachtungen*, und besteht aus einer Einleitung, welche die Ursachen des Kriegs erklärt, sammt einem dazu gehörigen Anhang und sechs Capiteln unter folgenden Titeln:

Erstes Capitel, erklärt des Muhsinsade (Muhsinsade) Absetzung, des Hemza (Hamsa) Pascha's sonderbares Betragen während des Vezirats (Vesi-

rats) von einem Monat, des Emin Pascha's Ernennung zum Grofsvesirat, und seinen Ausmarsch zum Krieg mit der heiligen Fahne.

Zweytes Capitel erklärt die Begebenheiten zur Zeit des Vesirats des Chalilpascha und die Niederlage zu Cartal.

Drittes Capitel erklärt die Begebenheiten aus der Zeit des Grofsvesirates des Silichdar (Silichdar) Muhammed Pascha.

Viertes Capitel, erklärt die Vorfälle aus dem ersten Jahre des Vesirats des Muhsinsade Muhammedpascha.

Fünftes Capitel, erklärt die Begebenheiten des Jahres 1187 (1773) aus der Zeit des Grofsvesirats des Muhsinsade.

Sechstes Capitel erklärt die Begebenheiten des Jahres 1188 (1774) unterm Grofsvesirat des Muhsinsade.

Beschluß erklärt die eigenthümlichen Dinge, welche nach geschlossenem Frieden, und nach geschlossener Auswechselung der Gesandten durch die Widersetzlichkeit der Crimm zum Vorschein gekommen sind.

Wir verweisen die Leser auf den Inhalt des Textes, der hier keinen Auszug leidet und wollen nur die Noten die fast das ganze Werk hindurch die Hälfte der Seiten einnehmen, mit einigen wichtigen Bemerkungen begleiten.

S. 69 *Note*, wird die ungegründete Vermuthung geäußert, daß der Rittermann Hamsa's ursprünglich aus dem Malaischen durch mehrere andere Sprachen ins Türkische übersetzt worden sey. Jener Hamsa, dessen Heldenthaten im Malaischen erzählt werden, mag vielleicht der frühere Hamsa der Waffengefährte des Propheten gewesen seyn. Der Held aber der türkischen Romane welche den Titel *Hamsaname* führen, und wovon Hr. v. D. nichts anzugeben weiß, als daß er ein berühmter Klopfflechter gewesen, ist der spätere Hamsa ein Oberhaupt der syrischen Assasinen zur Zeit des ägyptischen Sultans Bibars, wie dieses in dem zu Constantinopel gedruckten geographischen Werke Hadschi Chalfa's *Dschihannuma* S. 590 ausdrücklich gesagt wird. S. 62, zu den Verstümmelungen des Nahmens Brandenburg im Türkischen gehört auch *Trantabol* womit Preussen, das heute bey der Pforte *Grusia* heißt, ehemals bezeichnet ward.

S. 128. *Note*, daß die Fürsten der Moldau und Wallachey nur den Rang eines Paschi's von zwey Rossschweiften haben, ist von dem der Wallachey, aber nicht von dem der Moldau wahr, der wegen der freywilligen ersten Ergebung des Landes drey Rossschweife zu führen belugt, wie wohl seine Statthalterschaft die kleinere aus beyden ist. S. 176. die Insel *Nahschabara*; dieser Zusammensetzung der Namen zwey verschiedener In-

seln scheint aus irgend einem Fehler des Abschreibers entstanden zu seyn. Nakschabara enthält sowohl den Namen der Insel *Naxos* welche Nakscha, als den der Insel Paros welche *Bara* und nicht Nakschabara heisst. S. Hadschi Chalfa's Geschichte der Seekriege. S. 206 Note über das *Nasihname* oder das Buch des Raths, unter welchem Nahmen Hr. v. D. eine türkische Uebersetzung der vorgegebenen Politik von Aristoteles besitzt. Das bey den Türken unter diesem Nahmen gangbarste Werk ist aber eine Sammlung von Grundgesetzen des osmanischen Reichs, welche entweder unter der Regierung Ibrahims oder Mohammed des IV. verfaßt worden ist. S. 210 legt der türkische Verfasser den Freunden Chalils einen Sittenspruch in den Mund, welche nach der glaubwürdigsten Sammlung der mündlichen Ueberlieferungen nämlich *Bochara's* dem Propheten angehört, welcher diesen Anspruch als großer Kenner der Weiber auf dieselben angewandt hat. Dieses Prophetenwort findet sich in der Sammlung der mündlichen Ueberlieferungen Mohammeds nach Bochara in den *Fundgruben des Orients* S. 278. folgendermassen übersetzt „*behandelt die Frauen mit Nachsicht, denn das Weib ward erschaffen aus einer krummen Rippe, die beste von ihnen trägt die Spuren der krummen Rippe. Wenn du sie gerade machen willst, so brichst du sie, und wenn du sie ruhig läßt, so hört sie nicht auf krumm zu seyn. Behandelt mit Nachsicht die Frauen*; S. 225 Note; der Gebrauch der Türken in Reden und Schriften die Nachricht von der Thronbesteigung des Einen immer der Anmeldung des Todes des Andern vorher gehn zu lassen ist keineswegs allgemein; in den Condolenzschreiben des Sultans und des Großwesirs an christliche Monarchen lautet die hergebrachte Formel vielmehr umgekehrt immer so:“ wiewohl uns der Todfall zu vernehmen sehr leid gewesen, so hat uns doch die Nachricht der Thronbesteigung nicht minder erfreut. S. 276. Note. Die Sammlung der Sprüchwörter unter dem Titel das *Buch des Ogus* ist wohl schwerlich dem fabelhaften Stammvater der Türken, dessen Daseyn sich im grauesten Morgen der Geschichte zwischen Nacht und Nebel verliert, sondern späteren Türken, besonders den sogenannten *Usen* oder Bänkelsängern zuzuschreiben welche als Rhapsoden diese Sprüche dem Volke absangen. Mehr findet sich hierüber in Eichhorn's Geschichte der Literatur, in der *Literaturgeschichte der Osmanen*. Es giebt daher auch mehrere sogenannte *Ogusname* deren Inhalt nach dem Geschmacke und die Auswahl der Sammler verschieden ist. Das von Hr. v. D. in seinen Denkwürdigkeiten übersetzte ist eines der ältesten. Diesen wenigen Bemerkungen müssen wir noch eine über die durch das ganze Werk laufende verkehrte Schreib-

art türkischer Namen um so mehr beyfügen, als des Hrn. Uebersetzers Bekanntschaft mit dem Türkischen gar leicht Uncingeweihte irre führen könnte. Diese Verkehrtheit der Schreibart ist bereits sammt manchen anderen Irrthümern in den Anzeigen der früheren Werke des Verfassers gerüget worden; über einige derselben wie Z. B. über den Reis Efendi, den er als Ries Efendi aussprechen wollte, hat Hr. v. D. zwar durch Annahme der Belehrung und Verbesserung der fehlerhaften Schreibart sein Unrecht stillschweigend eingestanden; nun steht zu erwarten, daß er dieses auch mit den übrigen thun werde, denn so gefehlt es ist Ries statt Reis zu sprechen und zu schreiben, so gefehlt ist es auch die drey Hauchlaute *He* (das sanfte H), *Ha* = H und *Chi* = Ch in der Aussprache so miteinander zu verwechseln, daß er den lindesten mit den härtesten nämlich das sanfte H. mit Ch verwechselt und Allach schreibt statt *Allah*, Achmed statt *Ahmed*, Silichdar statt *Silichdar*, Penach statt *Penah*, Mahmud statt *Mahmud*, Muchsin statt *Muhsin*, und umgekehrt ein H wo ein Ch stehen sollte, nämlich Imrahor statt *Imrachor* Oberstallmeister, woder Fehler um so unverzeihlicher ist als Hrn. v. D. die Ableitung des Worts *Achor* aus dem griechischen *Αχυρον* gegenwärtig seyn sollte, das doch *Achyron* und nicht *Ahyron* ausgesprochen werden muß. Dasselbe was von der Verwechslung der Hauchlaute gilt, gilt auch von den Sauselauten, deren lindesten das weiche S er immer mit dem härtesten der Deutschen nämlich mit Z schreibt, bloß weil das französische z sanft ausgesprochen wird. Deutsche lesen aber ihre Sprache ja mit deutscher und nicht mit französischer Zunge. Es ist um Nichts besser Allach statt *Allah* zu schreiben als wenn der Hr. v. D. Jechova statt *Jehova* schriebe. Es sollte daher statt *Kazi Kasi*, statt *Bajazid Bajasid*, statt *Uzum Usun* geschrieben stehen. Die Krim schreibt Hr. v. D. ohne Ursache stets mit verdoppelten M wiewohl zu dieser Verdoppelung im Originale gar keine Veranlassung vorhanden ist. Endlich schreibt er durchaus *Musulman* statt *Musliman*; was eine schon von B. S. de Sacy in dem IX. Bande der *Notices et extraits des manuscrits de la bibliotheque du Roi* S. 172 gerügte grammatikalische Unrichtigkeit ist. *Musliman* oder *Mosliman*, die Moslimen, die arabische vielfache Zahl von Moslim ist ganz verschieden von dem persischen *Musulman*, welches einen Rechtgläubigen in der einfachen Zahl bedeutet, und das bisher im Deutschen fehlerhaft *Musulmann* geschrieben worden; Wenn Hr. v. D. statt des schon angenommenen *Islams* ein neues Wort gebrauchen wollte, so mußte dasselbe *Muselman* und nicht *Muslimans* heißen. Uebrigens ist dieses Wort um nichts glücklicher als manche andere deutsche

von H. v. D. statt dem gewöhnlichen gebrauchte wie z. B. Friedlieblichkeit statt Friedensliebe, pafslich statt passend besonders aber *osmansch* statt osmanisch. Wenn Hr. v. D. durchaus das erste schreibt, warum schreibt er denn nicht auch russisch statt russisch, preussisch statt preussisch, die Analogie ist ganz dieselbe, und es gehört einganz verwehrlostes Gehör dazu um osmansch statt osmanisch nicht unerträglich hart zu finden.

Wir wünschen, dafs Hr. v. D. durch diese und ähnliche Härten und Ungereimtheiten seine künftigen Werke nicht zu entstellen fortfahre, und wenden uns noch einmahl aus örtlichem Interesse als Oesterreicher zu dem türkischen Verfasser selbst.

So sehr Hr. v. D. auch seine Glaubwürdigkeit und sein historisches Ansehn im Gegensatze mit besoldeten Historiographen des Reichs weit über dieselben zu erheben bemüht ist, so würde er, wenn er die gleichzeitige Geschichte dieses Kriegs von Wafis Efendi beschrieben gelesen hätte, unstreitig diesem als dem weniger leidenschaftlichen und besser unterrichteten Geschichtschreiber den ersten Platz zuerkennen müssen. *Resmi Ahmeds Efendi* schon durch seine in deutscher Uebersetzung erschienenen Gesandtschaftsberichte urkundlich belegte Unwissenheit in äufseren europäischen Verhältnissen erscheint auch in diesem Werke, so oft er von solchen Gegenständen erzählt, in ganzer Blöfse. So z. B. im Beschlusse wo er von der Politik Catharina's II. spricht, und dieselbe in ihrer Art ihre Minister und Günstlinge zu behandeln als eine Schülerinn unserer grossen Maria Theresia aufführt. Diese Stelle und die gleich darauf folgende Anecdote folgen hier wörtlich als Probe des Urtheils und des Styls *Resmi Ahmeds*.

„Seit geraumer Zeit sind ihre (der Russen) Könige Czarinnen von weiblichem Geschlechte gewesen, und da das Volk der Franken in der Liebe für das weibliche Geschlecht ausschweifend ist: so sind die Russen der jetzigen Czarinn sehr unterworfen gewesen, und indem sie an ihre Heiligkeit so sehr wie an die Mutter Maria geglaubt, so haben sich zu ihrem Gefolge und zu ihren Schaa- ren auch von anderen Nationen Beamte und Geschäftserfahne Männer versammelt, welche auf die Liebe für die Czarinn die Becher geleert, und ihr Leben für sie aufzuopfern entbrannt und hingerrissen worden. Und da die Czarin eine Schälkin ist, welche die Liebkosungen, womit man dergleichen Leute fesselt, von der im vorigen Jahre verstorbenen österreichischen Imperatorinn Maria Theresia gelernt, und daher den vor ihr erscheinenden Beamten und Ministern noch mehr als zuvor Freundschaftlichkeit bezeigt und Schmeicheleyen und Liebkosungen

bewiesen hat, so hat sie sich solche Minister und Generale verschafft, wie die Orlovs und wie der Marschall Romanzow, welche diesmal mit uns den Frieden geschlossen. So vom Glücke begünstigt und im Meere der Fortschritte schwimmend hat sie die Stelle eines Erneuerers des russischen Staats wirklich behauptet. Endlich bey Gelegenheit des im J. 1177 (1763) erfolgten Absterbens des Königs von Pohlen liefs sie ihre Truppen ins Land von Pohlen einrücken, und die über den Einmarsch ins polnische Land geflogenen Unterhandlungen hätten sich unterm Scheine einer ganz unnöthigen Nothwendigkeit vier oder fünf Jahre hingezogen bis sich nach des Verhängnisses Fügung im Jahre 1182 (1768) der Ausbruch des Kriegs mit dem osmanschen Hofe veroffenbarte.

„Es fällt uns ein hierher gehöriges Beyspiel ein, wie auf obgedachte Art die Franken durch die Schmeicheleyen des weiblichen Geschlechtes gefesselt werden, um für dasselbe ihr Leben hinzugeben. Als ich im Jahre 1171 (1751) als Gesandter nach Wien gegangen war und auf dem Rückwege am Ufer der Stadt Ofen dem Gebrauche nach drey Tage verweilte, so waren einige Einwohner der Stadt gekommen mich auf dem von mir bestiegenen Schiffe zu sehen. So kam auch eines Tages ein schöner Knabe von achtzehn Jahren. Ich fragte ihn: wes Herkommen bist du, und was treibst du?

Er antwortete: ich bin der Sohn eines Kaufmanns aus England, mein Vater hat mich der Erziehung halber zum Commandanten von Ofen geschickt, und ich befinde mich hier seit drey bis vier Jahren.

*Ich.* Hörst du von Seiten deiner Bestimmung zu den Leuten vom Säbel, oder von der Feder?

*Er.* Ich gehöre zu den Leuten von Säbel, das heifst zu denen, welche in den Krieg gehen.

*Ich.* Die Imperatorinn ist ja gegenwärtig mit dem König von Preussen im Kriege begriffen. Wirst du denn in diesen Krieg gehen?

*Er.* In diesem Jahre wird es nicht geschehen. Wenns aber Gott gefällt, werde ich im künftigen Jahre hingehen.

*Ich.* Wie! du bist ein so junger Knabe, fürchtest du dich denn nicht vor dem Tode!“

*Er.* Als ich aus meinem Lande kam, bin ich auf Wien gegangen, wo die Töchter der Imperatorinn mich haben ihre Hände küssen lassen. Wenn ich nun hundert Leben hätte, so würde ich sie für sie aufopfern?“

Seht! Nach den Begriffen der Franken ist die Hand küssen zu lassen eine grosse Ehre und Gunst.

Wenn ein Krieg vom weiblichen Geschlechte

ist, und ihren Handschuh auszieht, und ihre bloße Hand küssen läßt, so ist das eine sehr große Glückseligkeit und wird ein Bewegungsgrund über Gräben zu setzen, und von Anhöhen herabzuspringen (Resmi Ahmed dachte vermuthlich an die Geschichten des Alten vom Berge und seine getreuen Assassinen) da also die Franken in diesen Stücken so äußerst einfältige Tropfen sind, um sich zu Sklaven der Schmeicheley zu machen, so sind sie theils ihren Königen von ganzer Seele ergeben, theils sind sie ihren Vorgesetzten von Herzen unterworfen und gehorsam, und auf der Stelle, wo ihnen gesagt worden, Steh! bleiben sie wie ein Stein stehen, bis sie umgekommen sind. Seht! so sind sie.

Σ.

### Statistik.

*Ueber den gegenwärtigen Zustand der Landwirthschaft in den rheinischen Bundesstaaten von D. J. Höck, Großherzogl. Würzburgischem Landes-Directionsrath, der königl. Landwirthschaftsge-  
sellschaften zu Celle und Leipzig, wie auch der So-  
cietät der Forst- und Jagdkunde Mitglieder Nürnberg in der Steinischen Buchhandlung. 1813. VI  
149 S. in 8.*

„Bey der Menge von geographischen Schriften, sagt der Hr. Verf. in der Vorrede, durch welche für das Bedürfnis aller Stände gesorgt worden ist, vermisst man dennoch eine Geographie für einen der nützlichsten Stände, nämlich den der Landwirthe; denn der Versuch einer landwirthschaftlichen Geographie 8. Leipzig 1795. 1. B. verdient diesen Namen keineswegs. England hat in den neuesten Zeiten ökonomische Topographien in sehr großer Anzahl auf Veranlassung der *Board of agriculture* erhalten, indem 80 *Reports* über den landwirthschaftlichen Zustand der verschiedenen Theile des Reichs nicht nur gedruckt, sondern zum Theil verbessert zum zweytenmal gedruckt erschienen sind. Auch in Frankreich schien man diesen Gegenstand der Aufmerksamkeit zu würdigen. (*Draillet: Plan détaillé de Topographie Paris. An IX*) Aber von den rheinischen Bundesstaaten hat man — außer einigen speciellen Abhandlungen und in Zeitschriften befindlichen Bruchstücken — keine sämtliche Staaten umfassende Schilderung ihres landwirthschaftlichen Zustandes. „Diese Lücke soll nun durch das oben angezeigte Werk, wenn auch nicht ausgefüllt, doch angedeutet werden. Der Hr. Verf. selbst nennt seine Arbeit einen bloßen *Versuch*, und wünscht, daß eine geübtere Hand sein Gemälde vollenden möge. Wenn auch das Unternehmen nicht alle

Ansprüche befriedigen sollte, welche der Leser an den Verf. einer landwirthschaftlichen Topographie zu machen gewohnt, und auch berechtigt ist, (besonders von einem Lande, in dessen physischer Beschaffenheit, dem Charakter, der Thätigkeit seiner Einwohner und Benützungart des Bodens so große Mannigfaltigkeit herrscht, wie es in Deutschland der Fall ist,) wenn auch nach dem Durchgehen der Abhandlung mancher Wunsch nicht gestillt, manche Frage nicht beantwortet gefunden würde, welche der wissbegierige Leser in Hinsicht dieses oder jenes Gegenstandes aufwerfen könnte; so wird doch Niemand in Abrede stellen, daß der Hr. Verf. sich schon dadurch ein Verdienst, und einen Anspruch auf den Beyfall aller Verständigen erworben hat, daß er einen so wenig beobachteten und doch so wichtigen Gegenstand anregte, und sich an den ersten Versuch der Bearbeitung wagte, so unvollkommen derselbe auch immer ausfallen mochte. Die Ursache dieser Unvollkommenheit liegt, nach unserem Dafürhalten, in der Natur des Gegenstandes, und in dem Mangel verlässlicher Materialien und genügender Vorarbeiten in der Special-Topographie der einzelnen rheinischen Bundesländer. Jede vollständige und auf verlässliche Daten gegründete Bearbeitung einer landwirthschaftlichen Topographie, wenn auch nur eines Theils des großen Deutschlands, wird solange ein frommes Unternehmen bleiben, so lange die Forscher sich selbst ihren Privat-Kräften und Vermögen überlassen, und nicht durch die Liberalität der Regierungen unterstützt werden. — Wir wissen nicht, in wiefern dem Hr. Verf. in Hinsicht der numerischen Angaben die Benützung officieller Quellen zu Gebote stand. Er äußert sich hierüber an keinem Ort. Und doch, glauben wir, seyen zur Bearbeitung eines getreuen Gemäldes von dem Zustande der Landwirthschaft oder eines andern Industriezweiges in irgend einem gegebenen Staate, Instructionen von Seiten der Localbeamten, Mittheilungen der nöthigen Behelfe und Aufschlüsse mancherley Art von Seiten der Staatsverwaltung unerlässliche Bedingungen, zumal, wenn die Darstellung pragmatisch seyn d. i. uns mit den Ursachen bekannt machen soll, die den gegenwärtig vorliegenden Zustand gerade so, wie er erscheint herbeyführten. Ohne Verfolgung und Aufsuchung der wirkenden Ursachen (die vorzüglich in dem Zustande der Finanzen, dem staatswirthschaftlichen System der Regierung, der Justizverfassung, und der Organisation der innern Verwaltung überhaupt liegen) werden dem Gemälde die wesentlichsten Erfordernisse abgehen, Gründlichkeit und Treue; ohne die Unterstützung der Staatsverwaltung wird der Bearbeiter außer Stand seyn, Wahr-

heit, Verlässlichkeit und Vollständigkeit mit seinen Angaben zu verknüpfen, und seine Darstellung nicht viel mehr Verdienst besitzen, als die Berichte, welche uns gebildete Reisende von den Localunterschieden der physischen Landesbeschaffenheit, dem Naturreichthum, und den Industrieproducten jener Länder liefern, die sie zu dem Gegenstande ihrer Betrachtung und Beschreibung gewählt haben. Die Statistik wird bey der mageren öffentlichen Unterstützung, der sie sich gegenwärtig in den meisten Staaten zu erfreuen hat, bey dem Mangel aller Publicität, und dem sorgfältig unterhaltenen Nimbus der Bürokraten auch nur sehr dürftig in ihrer Vervollkommnung fortschreiten; bey der Unverlässlichkeit der Quellen woraus sie schöpfen muß, werden auch fernerhin ihre Angaben wenige Glaubwürdigkeit verdienen; die approximativen Berechnungen, zu welchen sie ihre Zuflucht zu nehmen gezwungen ist, werden auch in der Folge vieles beytragen, unrichtige Vorstellungen von den Kräften des eigenen und der fremden Staaten zu begründen, und so werden wir nie zur reinen, untrüglichen Anschauung des innern Staatslebens und der innern Stärke (der Bedingung aller äußern Macht) gelangen, welche zu verschaffen doch einzig und allein die Aufgabe für diese, bis jetzt noch sehr unvollkommene Wissenschaft seyn kann. — Eben so wenig giebt der Hr. Verf. irgend wo an, ob sein topographisches Gemälde das Resultat seiner persönlichen Beobachtung, Local-Anschauung, Bereisung und Forschung, oder nur das Resultat eines anhaltenden, ämsigen Studiums der über diesen Gegenstand vorhandenen Werke anderer Beobachter sey. Letzteres scheint uns wahrscheinlicher, wenn wir auch zugeben, daß sein Beruf und der Wirkungskreis seines Amtes ihn ganz vorzüglich in den Stand gesetzt haben, uns verlässliche Nachrichten von dem Zustande der Landwirthschaft in dem ehemaligen Großherzogthum Würzburg zu liefern. Die zahlreichen Citate bürgen für den Eifer uns im Zusammenhange mit demjenigen bekannt zu machen, was in Zeitschriften, besonders (ältern) Topographien, Reiseberichten, staatswirthschaftliche Abhandlungen u. dgl. über den vorliegenden Gegenstand zerstreut enthalten ist. — Oft mußte sich der Hr. Verf. begnügen, bloß ältere Thatsache anzuführen; der gegenwärtige oder doch in den letztern Jahren vorhandene Stand der Dinge ist oft schwerer zu erheben, als jener, welcher vor 30 oder mehr Jahren bestand. Die Regierungen sind trotz des zur Mode gewordenen Tabellirens, und der ebenso modernen statistischen Bureaus (von deren Arbeiten das Publicum selten etwas erfährt) so geheimnißvoll und zurückhaltend, daß man sich glücklich schätzen kann, ei-

nen Bericht über die Bilanz der Getreide-Aus- und Einfuhr vom Jahre 1774-1786 zu erhaschen, um ihn in einer Darstellung des neuesten Zustandes der Landwirthschaft (S. 33) in Ermanglung neuerer Daten aufzutischen.

Die ganze Abhandlung zerfällt in zwey Abschnitte. Der erste handelt von dem dermaligen (d. i. in dem J. 1806 — 12 vorhandenen) Zustande der Landwirthschaft in den wail. rhein. Bundesstaaten. Leider dem größten Theil des Inhalts nach als Antiquität zu betrachten. Der Krieg vom J. 1813 und die darauf gefolgten Ereignisse mögen manche Veränderungen hervorgebracht haben. — Zuerst die physische Landesbeschaffenheit, Frucht- oder Unfruchtbarkeit der größern, kleinern und kleinsten Staaten. Dann der Zustand und Ertrag der einzelnen Zweige der Landwirthschaft, als Getreidebau, Cultur der Handlungsgewächse; Obst- Gemüse- Weinbau; Wiesencultur und Anbau der Futterkräuter, der Hülsenfrüchte u. s. w. — Die Beschaffenheit der Viehzucht, und zwar der Rindvieh- Pferde- Schaaf- und Schweinezucht. Auch der Cultur des Federviehs, der Bienenzucht und der Fischerey wird in Kürze Erwähnung gethan. Bey jedem Zweige der landwirthschaftlichen Industrie wird (jedoch nur im Allgemeinen) angeführt, was die einzelnen Regierungen in den letzten Jahren durch Gesetze und Anstalten beygetragen haben, denselben emporzubringen und zu befördern. — Der zweyte Abschnitt handelt von den Mitteln die Landwirthschaft in den Ländern der ehemals rheinischen Bundesstaaten zu verbessern. Unter die allgemeinen Mittel, welche die Beförderung der Landwirthschaft überhaupt zum Ziele haben, rechnet der Hr. Verf. folgende: — *a. Eine zweckmässiger Bildung des Landmanns.* (die eine zweckmässiger Einrichtung der Landschulen voraussetzt, in welchen am wirksamsten den verjährten und vererbten Vorurtheilen entgegengearbeitet werden könnte, welche bisher am meisten der Vervollkommnung des Landbaues entgegenstanden. Was läßt sich aber in dieser Hinsicht in Staaten erwarten, in welchen der Bildung der so wichtigen Landschullehrer so wenige Aufmerksamkeit geschenkt wird, Schullehrerseminarien nicht einmahl dem Namen nach bekannt sind, und überhaupt in dieser, wie in vielen andern Hinsichten das Meiste dem Zufalle überlassen wird?) *b. Aufstellung besonderer Oeconomie-Comissarien;* (doch nicht in der Person von Beamten?) *c. Auflösung der Gebundenheit der Güter.* *d. Ein gutes Finanzsystem;* (darin möchte wohl die Hauptsache liegen; vorzüglich eine Regulirung des Abgabewesens, eine gleiche ebenmässige Vertheilung der Lasten unter alle Staatsbürger, die gegenwärtig größtentheils auf dem Landman-

ne ruhn; eine Verbesserung des Geldwesens, das hier und da, besonders aufser den Grenzen der ehemaligen rhein. Bundesstaaten in ein verderbliches, alle Sicherheit des Eigenthums und Besitzes untergrabendes Unwesen ausartete, wäre dasjenige, was am meisten Noth thäte. Von welchem wichtigen Einflufs auf die Landwirthschaft eine pünktliche und schnelle Verwaltung der Gerechtigkeit sey, scheint der Hr. Verf. übersehen zu haben, sonst würde die Verbesserung der Rechtspflege, des Processes, ohne Zweifel als eine der Hauptbedingungen des landwirthschaftlichen Gedeihens anempfohlen worden seyn.) *e.* Oekonomische Topographien (dienen zur Bildung des Landmanns, sind daher in *a.* begriffen); *f.* Aufhebung der Leibeigenschaft; *g.* Verwandlung der Frohndienste in Geldabgaben, unter der Voraussetzung, wenn dem Landmanne die Erwerbung des Frohngeldes nicht schwerer wird, als die Frohnleistung; (diese Voraussetzung scheint durch eine andere überflüssig gemacht zu werden, wenn es nämlich den Gutsherrn nicht am guten und ernstlichen Willen fehlt, den Zustand ihrer Landwirthschaft, den Ertrag der Güter, und den Wohlstand des Landmanns zu erhöhen, sie folglich Relutionsbedingungen contrahiren, welche dem Frohnpflichtigen nicht drückend und lästig, sondern beyden Theilen gleich vortheilhaft sind. Wieviel Zweckmässiges läfst sich in dieser Hinsicht von den künftigen ständischen Versammlungen der deutschen Nation erwarten, worauf doch hoffentlich auch die Mittel zur Sprache kommen werden, durch welche die Verhältnisse zwischen dem Gutsherrn und sogenannten Unterthanen regulirt werden können? Wie man aber in einem Staate eine repräsentative Verfassung einführen, dem Bauernstande das Recht der Repräsentation ertheilen, und die bereits abgeschaffte und im Sturme der Zeit untergegangene Frohndienst-Pflicht erneuern kann, wie es im Churfürstenthum Hessen der Fall ist, werden unsere Nachkommen, wie so viele andere Dinge, welche sich vor unsern Augen zutragen, schwer begreifen können.) *h.* Aufhebung der Gemeinheiten, so wie der Hut- und Triftgerechtigkeit. *i.* Verwandlung des Zehenten in eine Geldabgabe. *k.* Beyspiele einer bessern und zweckmässigeren Cultur auf Domänen, Pfarrgütern u. dgl. Prämien etc. (Die Domänenbewirthschaftung dürfte wohl kaum geeignet seyn, dem Landmanne als Muster der zweckmässigeren Cultur zu dienen.) Unter den Mitteln zur Beförderung der einzelnen landwirthschaftlichen Zweige erscheinen

mehrere recht vortreffliche Rathschläge des Hrn. Verf. Zu bedauern ist, dafs dieser Abschnitt unverhältnismässig kurz behandelt ist, auch zu wenig die Bedürfnisse der einzelnen Bundesstaaten berücksichtigt wurden. Wie vielreicher würde die Abhandlung ausgefallen seyn, wenn sich der Hr. Verf. in die genauere Erörterung desjenigen eingelassen hätte, was in jedem der beschriebenen Länder in landwirthschaftlicher Hinsicht besonders Noth thut. — In einem Anhang werden die Hauptrubriken angegeben, nach welchen ökonomische Topographien einzelner Orte zu verfassen sind.

### Jugendschriften.

*Der Jugendspiegel.* 1) Unterhaltende und lehrreiche Erzählungen einer Mutter für ihre Kinder. 2) Geschichte und Begebenheiten einer Fliege, von ihr selbst erzählt. *Aus dem Englischen.* Heidelberg, bey Joseph Engelmann, 1814. S. 126. 8.

Man darf dieses Büchelchen den Aeltern und Erziehern mit vollem Rechte anempfehlen; die in demselben enthaltenen kleinen Geschichten werden gewifs guten Saamen in die jugendlichen Gemüther streuen, vor manchen Fehlritten warnen, und zu vielerley Gutem fruchtreich aufmuntern. Die erste Abtheilung, *Erzählungen einer Mutter für ihre Kinder* enthält vier dergleichen Erzählungen, nicht allein angenehm vorgetragen, sondern mehr noch durch die ganz anspruchlose, von Pedanterie entfernte eindringliche Gabe der Belehrung, die ihnen durchgängig eigen ist, empfehlenswerth. Wir glauben darunter die beyden Erzählungen *Ellen, oder Beharrlichkeit bringt an's Ziel*, dann die beyden *Schwestern* insbesondere hervorheben zu sollen.

Die zweyte Abtheilung des Büchelchens enthält *das Leben und die Begebenheiten einer Fliege*, von ihr selbst erzählt. Diese Fliege, Zuschauerin und Beobachterin des Lebens und des Betragens gut und böse gearteter Kinder, manchmahl selbst in die Begebenheiten auf eine für sie gefahrvolle Art mit einverflochten, erzählt was sie gesehen und versäumt nicht die Früchte ihrer Erfahrungen denjenigen, die ihr Gehör geben wollen, mitzutheilen. Dennoch ist diese Erzählung sehr von allem Spielenden und Kindischen entfernt, und ganz geeignet, die Absicht, in der sie geschrieben wurde, zu realisiren.



## Allgemeine Literaturzeitung.

N<sup>ro</sup>. 40.

Freitag den 19. May.

1815.

## Philosophie.

*Geschichte der Philosophie, von D. Wilhelm Gottlieb Tennemann. Erster Band 1798. Zweyter 1799. Dritter 1801. Vierter 1803. Fünfter 1805. Sechster. 1807. Siebenter 1809. Achten Bandes erste Hälfte 1810. Zweyte Hälfte 1811. Neunter Band 1814. Leipzig, bey Johann Ambrosius Barth, gr. 8.*

Zu den schwierigsten Unternehmungen in der gesammten Literatur gehört unstreitig die Bearbeitung der Geschichte der Philosophie, nicht nur wegen ihres fast unermesslichen Umfangs, sondern auch wegen der unendlichen Verschiedenheit der in ihr hervortretenden Ansichten und Betrachtungsweisen; denn wenn es fast unmöglich erscheint, daß Ein Gelehrter auch bey dem angestrengtesten Fleiße und dem glücklichsten Fassungsvermögen nur die Hauptwerke der philosophischen Literatur der verschiedenen Zeitalter und Völker gründlich durchstudiren könne, um sich mit dem eigenthümlichen Geiste der ersten Philosophen jeder Nation vertraut zu machen, so dürfte dieses doch noch eine schwierigere Aufgabe seyn, ohne Vorurtheil und vorgefaßte Meinung die entfernten und unserer modernen, rationalistischen Bildung oft gerade entgegengesetzten Philosopheme rein und in ihrem eigenthümlichen Geiste aufzufassen und zu würdigen, und so das Heterogenste (z. B. den Geist der orientalischen und der hellenischen Philosophie, den Geist des mystischen Mittelalters und des modernen Rationalismus) in einer höhern, ganz unparteyischen und das eigentlich Charakteristische jeder Philosophie hervorhebenden Darstellung und Würdigung zusammen zu fassen. Gehen wir noch tiefer in das Wesen der Philosophie ein, erwägen wir, wie die Philosophie, zumahl in den ältern Zeiten, mit dem Gesamtgeiste und der universellen Bildung des Volkes, bey dem sie hervorgetreten, zusammenhing und gleichsam organisch mit ihr verwachsen war, als die edelste und geistigste

Fünftes Heft.

Blüthe der Nationalbildung hervorbrechend, wie also zum Verständnisse der Philosophie eines Zeitalters und Volkes gründliches Studium der Geschichte und der allgemeinen Cultur erforderlich ist; wie ferner durch das ganze Gebiet der Philosophie der Menschheit ein inneres, dem äußeren Forscher verborgen bleibendes, Bildungsgesetz hindurchläuft, gleichsam ein im Hintergrunde geheim waltender Genius, der die verschiedenartigen und oft in unmittelbare Gegensätze auseinanderlaufenden Richtungen des philosophirenden Geistes der Menschheit auf Einen Punct, auf eine Grundtendenz zurückführt: so sollte man fast ver zweifeln, daß Ein Menschenleben und der befangene Geist eines Gelehrten dieses unendliche Werk je zu Stande bringen könne. Je schwieriger nun das Unternehmen ist, um so mehr kann zwar der Gelehrte, der den Muth hat, es zu beginnen, auf billige Nachsicht Anspruch machen; doch erfordert es die Wichtigkeit des Gegenstandes, daß man nicht bloß falsche Ansichten und unrichtige Angaben, sondern vorzüglich auch die unwürdige Behandlung desselben rüge.

Betrachten wir diesem gemäß das vorliegende Werk, so müssen wir zwar dem großen und oft mühsamen Fleiße des Verfassers, so wie seiner bedachtsamen und besonnenen Urtheilskraft alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, doch können wir nicht umhin, der Wahrheit zu Liebe, viele und wesentliche Mängel an seinem Werke zu rügen. Vor allem müssen wir dem Verfasser dieses zum Vorwurfe machen, daß er sich nicht zu einer höheren und würdigen Ansicht seines Gegenstandes erhoben, und nicht einmahl eine Ahnung von dem innern Bildungsgesetze, das wir auch in der Geschichte der Philosophie anerkennen müssen, gefaßt hat. So wie er die Sache betrachtet, erscheint nirgends ein tieferer Grund, ein wesentlicher, organischer Zusammenhang in den verschiedenartigen Formen und Bildungen, mit denen sich der Eine philosophirende Geist der Menschheit in der zeitlichen Entwicklung seines Wesens gleichsam bekleidet hat; vielmehr löst sich das

Ganze in Zufälligkeiten auf; höchstens bleibt die individuelle Bildung des Philosophen (und ist diese nicht durch die höhere, universelle des Zeitalters, der Nation u. s. w. bedingt?) oder seine besondere, ihm zufällig gekommene Betrachtungsweise als der letzte Grund dieser Bildungen übrig: eine Ansicht, welche der Verfasser als rationalistischer Forscher mit vielen Historikern der modernen Welt gemein hat; denn auch diesen entzieht sich, da ihr Blick nur auf die äußern Erscheinungen (das Factische) gerichtet ist, der innere Geist, gleichsam der unwandelbare Träger des äußeren, veränderlichen Lebens. Werfen wir nur einen Blick in die Geschichte der griechischen Philosophie, muß sich nicht hier jedem, der sich nur einiger Mafsen mit der hellenischen Welt vertraut gemacht hat, die Ansicht aufdringen, daß die Philosophie der Griechen mit ihrer gesammten Bildung und der Cultur eines jeden der verschiedenen Stämme des griechischen Volkes gleichen Schritt hielt, und ein durchaus gleichmäßiger Organismus das Ganze unzertrennlich verkettete? Man erwäge doch das Verhältniß der ionischen Naturphilosophen zu den ionischen Epikern, das der italischen (pythagoreischen) Idealisten zu der dorischen Lyrik und der attischen Ethiker zur athenäischen Dramatik. Und von diesem, was doch das Wesentlichste ist, und über den Geist und die Bildung der hellenischen Philosophie erst wahren Aufschluß giebt, finden wir in dem Werke des Herrn Tennemann nicht die mindeste Andeutung; vielmehr geht nach seiner Darstellung alles in blinder, mechanischer und gesetzloser Zufälligkeit unter.

Schon der Anfang des Werkes verräth die seichte und oberflächliche Ansicht vom Ganzen; denn in der logisch rasonnirenden Einleitung finden wir nicht einmahl eine Andeutung davon, daß die Keime der vorderasiatischen und griechischen Philosophie im tieferen Oriente lagen, indem sich die Philosopheme bey den Hellenen aus den mythischen Poemen und Traditionen entwickelten, die aus dem inneren Asien mit der Verbreitung der Völkerstämme und ihres Cultus in den Occident hervortraten, je mehr sie sich aber nach Westen hin ausbreiteten, um so mehr ihr ursprüngliches, theosophisches Wesen verloren, bis sie in der Starrheit des logischen Begriffs erstarben. Das ursprüngliche Leben der Philosophie, ihr blühendes Jugendalter gleichsam, ist nämlich begeisterte Anschauung und Erkenntniß, in welcher noch alle Kräfte des menschlichen Wesens harmonisch in einander spielen, der Begriff also zugleich lebendiges Gefühl, begeisterte Sehnsucht und Liebe ist. Darum eben tritt die Philosophie bey den orientalischen Völkern noch nicht als abstracte

Wissenschaft auf, sondern sie ist in das ungetheilte Leben der begeisterten Religion und Kunst noch verschlungen; erst dann, als jene Begeisterung, jener jugendliche Enthusiasmus in dem selbstsüchtigen und darum eben freythätigen Wesen der westlichen Welt erloschen war, trennte sich die Philosophie als Wissenschaft von der Kunst, und beyde rissen sich von ihrer gemeinsamen Wurzel, der Religion, los. Dieses geschah zuerst bey den Hellenen und bey den Römern. Gesetzt also auch, man wollte die Philosophie der orientalischen Völker, weil sie poetisch ausgesprochen und religiösen Geistes ist, nicht als eigentliche Philosophie anerkennen, so folgt doch daraus nicht, daß sie in einer vollständigen Geschichte der Philosophie mit Stillschweigen übergangen werden müßte, wenn es keinem Zweifel unterliegt, daß gerade jene ursprünglichen Philosopheme oder Dogmen die Keime der späteren Systeme enthalten; die erste Pflicht des Historikers ist es ja, alles Factische auf seinen Grund zurückzuführen, um zu zeigen, woraus und wodurch es entstanden ist, und wie es sich als zeitliche Form des Lebens aus seinem ursprünglichen Wesen hervorgebildet hat. Herr Tennemann beginnt dagegen gleich mit der ionischen Philosophie der Hellenen, so als wäre diese etwas ungreiflicher Weise mit Einem Mahle aus sich selbst entstandenes, und übersieht so sehr den tieferen Zusammenhang der ionischen Naturphilosophie mit den älteren Philosophemen, daß er nicht einmahl ihren Zusammenhang mit der Mythologie und Poesie der Griechen andeutet; denn in den alten kosmogonischen Dichtungen der Griechen waren die Keime der nachfolgenden Naturphilosophie zunächst enthalten. Aus dieser verkehrten Ansicht sind viele irrige Urtheile geflossen. Wenn z. B. Thales das Wasser für den Urstoff hielt, aus dem alles entstanden sey und in welchen sich alles wieder auflöse, so folgte er hierin unstreitig den alten kosmogonischen Dichtungen oder Darstellungen eines Orpheus u. a., wie die Alten selbst andeuten (z. B. *Platon* im *Theaetetus* S. 152. C. und *Kratylos* S. 402. B. *Stephan.* Vergl. *Plutarch* über *Is.* und *Osir.* S. 364. C. *Francof.*); und diese Ansichten weisen wieder auf ähnliche Philosopheme der orientalischen Völker zurück; man vergl. vorzüglich *Majer's* *mytholog. Lexik.* Th. I. S. 109. Und war es nicht natürlich, daß die älteren Forscher das Fluidum (denn unter *ὕδωρ* muß man die Flüssigkeit überhaupt verstehen) für den *materiellen* Grund aller Bildung und aller Auflösung hielten? Herr Tennemann will uns dagegen glauben machen, daß Thales durch empirische Beobachtung einzelner Fälle (z. B. durch die Erfahrung, daß alle Thiere aus Samen entstehen, daß alle

Pflanzen vermöge der Feuchtigkeit wachsen und fruchtbar sind, und dergl.) auf jenes Princip gekommen sey; und wenn er gleich die Autorität des *Aristoteles* (*Metaphys. I, 3.*) für sich zu haben scheint (dieser setzt bescheiden *ἴσως* hinzu), so wird damit doch keineswegs seine Erklärungsweise bestätigt; denn *Aristoteles* faßte ebenfalls bloß logisch und rationalistisch die älteren Philosopheme auf. Ueberhaupt finden wir die ältere Philosophie durch das Raisonement des Verfassers fast überall entstellt; denn da der Verfasser, vom kantischen Rationalismus ganz durchdrungen, nach diesem so einseitigen und beschränkten Maßstabe alles, auch das entfernteste und heterogenste, beurtheilt, so mußten oft ganz verkehrte Urtheile herauskommen.

Nach der ionischen Naturphilosophie trägt der Verfasser die pythagoreische vor, und stellt in der Einleitung sehr viel Lehrreiches über die angeblichen Schriften und Bruchstücke der Pythagoreer (falsch schreibt der Verfasser immer *Pythagoräer*; es heißt ja in Griechischen *πυθαγόρειοι*) zusammen; über die Zahlenlehre der Pythagoreer aber werden erst die indischen und sinesischen Philosopheme das gehörige Licht verbreiten; denn *Aristoteles*, der sie offenbar nicht verstand (*Platon* scheint der letzte der griechischen Philosophen gewesen zu seyn, der in diese Symbolik eingeweiht war) ist hier ein unzuverlässiger Führer, der, wie wir auch bey dem Verfasser wahrnehmen, nur auf Abwege hinleitet. Im vierten Abschnitte folgt die Darstellung der eleatischen Philosophie, deren erhabene und ächt speculative Abstraction Herr Tennemann fast durchgängig falsch beurtheilt hat, indem er sich von seinem beschränkten Standpunkte nicht zur Höhe der eleatischen Speculation zu erheben vermochte. Daher finden wir solche und ähnliche Ausdrücke: „*man muß es dem Zeitalter verzeihen, wenn er (Xenophanes) aus der durchgängigen Aehnlichkeit oder vielmehr Gleichheit der Eigenschaften auf die äußere Kugelgestalt schließt, welche doch nur als ein Bild unzusehen ist, um jene zu versinnlichen.*“ Eben so faßt er den Satz des *Parmenides*: was ist, das ist, und was ich denke, das ist, unrichtig auf, das Logische dem Realen unterschiebend; denn das Denken (*νοεῖν*, dem *δοεῖν* entgegengesetzt) ist im Geiste der Eleatiker das mit dem Seyn, der unbedingten Realität, identische, also fallen Seyn (nicht das copulative und relative oder bedingte, sondern das schlechthin reelle, das nur als identisches Wesen bestimmt werden kann: alles, was ist, das ist) und Denken in Eine unzertrennliche und unbedingte Wesenheit zusammen. — Statt die Naturphilosophie der Jonier in ihrem Zusammenhange darzustellen und zu zeigen, wie sie ihren

Höhepunkt im Systeme des tief sinnigen *Herakleitos* erstieg, und in der Atomistik des *Anaxagoras* und *Archelaos* unterging, wirft Tennemann alles durch einander, und läßt die Philosophie des *Herakleitos* auf die der Eleatiker folgen, dann das System des *Empedokles* (das doch zum *Pythagoreismus* gehört), darauf die Atomistik des *Leukippos* und *Demokritos*, und endlich das System des *Anaxagoras*, *Diogenes von Apollonia* und *Archelaos*. Darauf folgt die Geschichte der Sophisten, in welcher wir ebenfalls den organischen Zusammenhang vermessen, da doch so leicht hätte gezeigt werden können, wie sich die Sophistik theils aus der höchsten Blüthe der pythagoreischen Speculation, dem Eleatismus, als Dialektik (*Zenon*, *Gorgias*), theils aus der ionischen Naturphilosophie als Empirismus (*Protagoras*) hervorbildete, und in Athen ihren Vereinigungspunkt fand.

Der zweyte Band enthält die Geschichte der attischen Philosophie, und zwar der Sokratik und des *Platon*. Auch in den Secten der Sokratiker zeigt sich die ursprüngliche Entgegensetzung der gesammten hellenischen Philosophie; denn die kynische Schule, die in der strengen, unbedingten Tugend lebte, ist aus dem Eleatismus hervorgegangen, die kyrenaische dagegen aus dem Empirismus der späteren ionischen Naturphilosophie; und zwar ist das Mittelglied zwischen der eleatischen und der kynischen Lehre *Gorgias*, und das zwischen der ionischen und kyrenaischen Lehre *Protagoras*. Am ausführlichsten ist die Darstellung der platonischen Philosophie, welche den zweyten Band beschließt, und der aristotelischen, die der dritte Band enthält. In der kurzgefaßten Biographie des *Platon*, so wie in der Darstellung seiner Philosopheme, findet die Kritik noch sehr viele Irrungen und falsche Ansichten, ob sich gleich der Verfasser mit dem Platonismus schon früher in einem eigenen, 4 Bände starken Werke beschäftigt hat, man also ein vorzüglich gründliches und kritisches Studium der platonischen Werke bey ihm voraussetzen sollte. Im dritten Bande werden zuerst die Schüler des *Platon* aufgeführt, dann die aristotelische Philosophie vollständig vorge tragen. Auch hier finden wir in der Einleitung manches Lehrreiche über die Echtheit und Aneinanderfolge der aristotelischen Schriften; doch ist dieser Gegenstand bey weitem noch nicht genügend erforscht; die Kritik der Werke des *Aristoteles*, so wie die der platonischen Schriften bedürfte einer eigenen, sorgfältigen Untersuchung. Befremdend war es uns, *Buhlers* lehrreiche Abhandlung über die Ordnung und Folge der Werke des *Aristoteles* (*Biblioth. d. alt. Lit. und Kunst. St. X. S. 33 ff.*) nicht angeführt zu finden; überhaupt scheinen dem Verfasser viele Werke, die

zu dem Fache der Geschichte der Philosophie unumgänglich erforderlich sind, nicht zu Gebote gestanden zu haben; so finden wir z. B. *Menage's* *Observationes* zum Diogenes von Laerte gar nicht angeführt. — Vorzüglich gelungen ist die Darstellung der aristotelischen Philosophie. Nach derselben folgt die epikurische, in deren Geist er eben so wenig, als die meisten der älteren Philosophen, unter diesen vornämlich Cicero, eingedrungen ist. Der Epikurismus ist so wenig empirischer Eudämonismus (denn fälschlich verwechselt man ihn mit der kyrenaischen oder aristippischen Lehre), daß er vielmehr das höchste Gut in die selbstständige, unbedingte Freyheit setzt, oder in jene ruhige, ungetrübte Seligkeit, welche die Hellenen für das wesentliche Eigenthum ihrer Götter hielten; und der negative Ausdruck dieser schlechthin ungetrübten, weder durch Furcht noch durch Leidenschaft und Begierde gestörten Wonne des In-sich-selbst-Lebens war ihm die Schmerzlosigkeit. Dieses hat Tennemann offenbar mißverstanden, wie aus seinem Rasonnement S. 371 erhellt. Der Epikurismus, als die eine, systematisch ausgebildete Seite der attischen Ethik, kann nur richtig aufgefaßt werden, wenn man ihm den Stoicismus, die andere Seite der attischen Ethik, entgegensetzt; und in dieser Entgegensetzung zeigt sich wieder jene oben schon berührte organische Gesetzmäßigkeit der griechischen Bildung überhaupt. Denn gleichwie das Drama in die beyden Formen der Tragödie (in welcher die Tugend, als unbedingte Einheit und als höchstes Gesetz des Lebens hervortritt) und der Komödie (in welcher die dem Gesetz entbundene Fülle, also das freye, scheinbar zwecklose Spiel des Lebens herrscht) sich trennte; dem ewigen Gesetze des dualistisch sich bildenden Lebens zu Folge, eben so löste sich die attische Ethik in die Formen des Stoicismus (dessen Geist durchaus tragisch oder erhaben ist) und des Epikurismus (der die Dionysische Seligkeit der alten Komödie athmet) auf; im Epikurismus feyerte der sinnlich-heitere, das Göttliche so schön vermenschlichende Hellenismus seinen letzten Triumph, im Stoicismus dagegen, jener letzten Frucht des alten, strengen Dorismus, neigte er sich, gleichsam aus sich selbst heraustrittend, zum praktischen Wesen der westlicheren Völker, ins Besondere der Römer hin. Wenn wir daher den Epikurismus als die letzte, gleichsam überreife und schon zum Herabfallen hingeneigte Frucht der hellenischen Philosophie betrachten müssen, so bezeichnet der Stoicismus den Uebergang des Hellenismus zur römischen Welt; denn die alten Römer waren, ihrem wesentlichen und praktischen Wesen gemäß, gebohrne Stoiker, und darum auch fand der Stoicismus unter allen ande-

ren griechischen Systemen bey ihnen den meisten Eingang.

Der vierte Band stellt die stoische Philosophie dar, und den Kampf der Stoiker als Dogmatiker (vorzüglich des Chrysispos) mit den späteren Akademikern, die der Skepsis ergeben waren (vornämlich dem Arkesilaos und Carneades). — Der fünfte Band betrachtet die spätere eklektische, mystische und skeptische Ausbildung der griechischen Philosophie, also den Skepticismus des Aenesidemos, die Schicksale der Philosophie bey den Römern, die späteren Anhänger der griechischen Systeme und den vollendeten Skepticismus des Sextos des Epirikers. — Die Philosophie der Alexandriner und Neuplatoniker (des Plotinos, Porphyrios, Jamblichos, Proklos u. a.) ist im sechsten Band enthalten. Mit eben dem rühmlichen Fleiße und der besonnenen Urtheilskraft, die wir in den ersten Bänden finden, hat der Verfasser alles zur Charakteristik dieser späteren Philosophie gehörige zusammengestellt; doch können wir die Ansicht, die er nach dem Vorgange von Tiedemann u. a. von der neuplatonischen Philosophie gefaßt hat, nicht durchgängig billigen. — Der siebente Band betrachtet die Philosophie im Dienste der Kirche, und zwar 1) die christliche Religion und ihr Verhältniß zur Philosophie, 2) die Philosophie im Dienste des Kirchenglaubens. Der achte Band enthält die scholastische Philosophie, nach vier Perioden dargestellt: 1) von Scotus Eriugena bis auf Roscelin; 2) von Roscelin bis auf Albert den Großen; 3) von Albert d. Gr. bis auf Duns Scotus; 4) Kampf des Nominalismus und Realismus. Die erste Hälfte des achten Bandes geht bis auf Moses Maimonides, die zweyte begreift die Fortsetzung der dritten Periode (Folgen der neuen Bekanntschaft des Aristoteles und der Araber) und die vierte Periode in sich. Der neunte Band stellt die allmähliche Entfesselung der Vernunft dar; zuerst werden die Ursachen des allmählig sinkenden Ansehens der herrschenden Scholastik und der größeren Freyheit des philosophirenden Geistes betrachtet; dann die Versuche, die Systeme der griechischen und orientalischen Philosophie wieder in Aufnahme zu bringen; 3) die Folgen der Bemühungen, die griechische und orientalische Philosophie herzustellen: mannichfaltige Combinationen und mancherley Versuche einer Reform.

Wir wünschen dem gelehrten Verfasser die zur Fortsetzung und glücklichen Vollendung seines großen Unternehmens erforderliche Musse, und geben ihm die aufrichtige Versicherung, daß wir, wenn wir auch nicht mit dem Geiste seines Werkes einverstanden seyn können, indem wir überall die höhere Ansicht vermissen, doch die Brauchbarkeit desselben in historischer und ma-

terieller Hinsicht und seine Verdienste um die Geschichte der Philosophie mit Dank anerkennen.

φ.

### Kirchenwesen.

*Ansichten und Wünsche betreffend das protestantische Kirchenwesen und die protestantische Geistlichkeit.* Beym Eintritt in die neue Zeit herausgegeben von *Jonathan Schuderoff*, Superintendenten und Oberpfarrer in Ronneberg. Leipzig 1814. bey Joh. Ambros *Barth.* 7 Bogen in 8.

Wir haben mehrere kleine Schriften ähnlichen Inhalts bedachtsam zurückgelegt, in der Ueberzeugung, daß sie, gleich den Meteoren, ohne Wirkung bald verschwinden werden. Vorliegende Wünsche werden wohl, eben so wie ihre älteren Brüder, in kurzer Zeit vergessen seyn, doch wollten wir sie nicht übergehen, um eine Gelegenheit zu erhalten, unsere Ansicht solcher Vorschläge und Hoffnungen überhaupt darzustellen. Es hat den Anschein, als ob manche Köpfe durch das Feuer der glücklichen und siegreichen Schlachten so erleuchtet und erwärmet worden, daß sie nun von nichts geringerm als von einem goldenen Zeitalter träumen können. Es werden Vorschläge über Vorschläge zur Verbesserung des kirchlichen Zustandes, und sogar auch zur Vereinigung der Katholiken und Akatholiken gemacht, als ob die glänzenden, über Frankreich erfochtenen Siege alles Unmögliche möglich, und alles Schwere leicht gemacht hätten. Wir wünschen so eifrig, als nur immer andere wünschen mögen, heilsame durchgreifende Verbesserungen, können aber, leider! bey weitem nicht so vieles hoffen, als so manche ganz zuverlässig erwarten. Wenn jene Siege Deutschland gerettet haben, so sind sie bisher doch nur der aufgehenden Sonne ähnlich, welche erst einige Strahlen ausschicket, und bloß die Bergspitzen beleuchtet, indessen die Thäler und Wälder noch mit Dunkelheit bedeckt sind, oder sie sind gleich dem Anbruche des Frühlings, wo die Gebirge noch unter Schnee und Eis begraben liegen, und selbst die Fluren noch starren, und noch viele Arbeit bevorsteht, bis daß Feld- und Weinbau zur Reife gedeihen, und wir die Früchte genießen können, nicht zu gedenken, daß auch so manche Pflanzungen durch die strenge Kälte des Winters zerstört worden, oder doch sehr gelitten haben. Einseitige Ansichten und Darstellungen können immer nur halb wahr, und müssen halb falsch seyn. Wenn Deutschland in der Rettung von der Uebermacht Frankreichs sein

Glück erkennt, so ist es nichts als billig; aber man sollte doch auf der anderen Seite nicht vergessen, daß es auch vieles aufgeopfert hat, und die Anstrengungen vieles gekostet haben; wenigstens sind die öffentlichen Schatzkammern nirgends bereichert, und die Unterthanen nicht wohlhabender geworden. Die Staaten können also wohl weniger als vorhin, kostspielige Verbesserungen und Reformationen vornehmen. Dieß scheint uns so einleuchtend zu seyn, daß wir uns immer wundern, wie solche Vorschläge, die nicht ohne große Kosten ausgeführt werden können, gemacht, und solche Hoffnungen geschöpft werden mögen. — Die getrennten Kirchen haben durch alle Schlachten und Siege weder ihre Glaubensbekenntnisse, noch ihre Verfassungen, noch auch ihre gegenseitige Verhältnisse im Geringsten verändert; die Mitglieder der verschiedenen Kirchen, und selbst Juden, haben zwar in den Kriegsheeren vereinigt tapfer gefochten, aber es herrschte übrigens noch, wie vorhin, die alte gegenseitige Zwietracht und, wenn nicht Gehässigkeit, doch wenigstens Spannung und Scheue; wie kann man also wahren, daß die Zeit der Vereinigung schon gekommen, oder auch nur nahe sey? Legen Menschen, legen ganze zahlreiche Gemeinden und Völker so schnell ihre Denkungsart ab? Zwar hat sich, aber nicht durch die letzten Siege, sondern durch die, seit 30 Jahren allgemeiner verbreitete gegenseitige bürgerliche Duldung, auch in dem übrigen gegenseitigen Verhältnisse vieles gebessert; aber es bedarf noch Zeit, bis daß nur alle christlichen Kirchen aller Orten nicht bloß geduldet, sondern ganz gleich gestellt werden; bis daß alle gegenseitige Abneigung und Scheue verschwinde, und alle, oder doch die meisten gebildeten und ungebildeten Mitglieder der verschiedenen Kirchen einander hochschätzen und christlich und innig lieben lernen. Wird man einstens so weit gekommen seyn, dann, erst dann ist man einer vollkommeneren Vereinigung näher gekommen, die aber auch dann nicht sogleich, sondern erst nach längerer Zeit eintreten dürfte. Wir denken überhaupt, anstatt der vielen Vorschläge zu Reformationen und zu einer Vereinigung der Kirchen, sollte jeder von sich selbst und seinen Umgebungen anfangen zu reformiren, und zur Vereinigung von Ferne vorbereiten. Jeder sollte seine eigene Denkungsart und Gesinnungen immer mehr veredeln, sich immer mehr und gründlicher unterrichten, alles prüfen, die Mißbräuche stillschweigend fahren lassen, und, soviel ohne Geräusche geschehen kann, auch bey andern abstellen, das Gute und Wahre aber fest halten, die Irrenden, wie Jesus die Samariter und

Sadducäer, mit Achtung behandeln, und bloß die Irrthümer, und zwar zuerst nur die größten Irrthümer widerlegen, eingedenk, was Paulus Gal. 1, 8 — 9. so ernstlich eingepägt hat. Versenkt man sich in solche Betrachtungen, so wird einem über diese Aussichten recht wohl, in welchen man aber auch bald wieder gestört wird durch so manche und zwar nicht wenige Schriften, deren Verfasser scheele Blicke auf andere Kirchen werfen, ihre Lehre entstellen, oder auf der schlimmsten Seite darstellen, oder nicht darauf ausgehen zu bauen sondern alles niederzureisen, oder doch, gleichviel ob wissentlich oder unwissentlich, die Fundamente des Evangeliums und des Christenthums zu untergraben wozu sie denn auch die stumpfsten Werkzeuge brauchbar finden. Erwägt man dieses, so sieht man wohl deutlich, daß die Zeit der Vereinigung bey weitem nicht so nahe ist, als manche wähnen; und sich auch nicht nahen wird, so lange nicht diejenigen, welche das Wesentliche des Evangeliums, des Christenthums noch fest halten, sowohl jeder für sich, als gemeinschaftlich ohne Unterschied der Kirchen, dahin arbeiten, diesem Unwesen zu steuern, die Hauptlehren des Christenthums mit Anstand und Ernst zu vertheidigen und gegen die so mannigfaltigen Anfälle fest zu begründen. Ist dieses alles geschehen, dann können Zeiten kommen, in welchen wenigstens zum Theil erfüllt wird, was jetzt zu vorzeitig schon in der ganzen Ausdehnung gehofft wird. Dann aber würde zuerst die Frage eintreten, ob denn die Differenzen der Kirchen wirklich von einer solchen unterschieden großen Wichtigkeit seyen, daß sie eine Trennung begründen können. Courayer hat diese Untersuchung in seiner Vorrede und in seinen Noten zu der französischen Uebersetzung von Sarpi's Geschichte des Kirchenraths von Trient 1738 versucht, aber bey keiner Parthey allgemeinen Beyfall eingärndtet. Sollte sie etwan nur zu frühe gekommen seyn? Dieß kann nur die Zeit beantworten. Soviel ist aber gewiß, daß er auch noch heute zu Tage eben so wenig Beyfall findet, und es ist nicht abzusehen, ob er jemahls und wann er Beyfall finden werde.

Hr. Schuderoff macht weislich von der Vereinigung der Kirchen keine Erwähnung, und ist auch sonst in seinen Wünschen gemäßigter und bescheidener als manche Andere; indessen schlägt er doch Verbesserungen vor, die jährliche ansehnliche Summen Geldes kosten würden, wozu er sogar eine allgemeine Kirchensteuer anrath, die, so gering sie ausfallen möchte, immer eine neue Last für das Volk wäre, welche dem Kirchenwesen eben keine neuen Freunde verschaffen würde.

Es ist allerdings ein Mangel auf den Universitäten, auf welchen nicht jährlich über Homiletik, Liturgie, Katechetik und gesammte Pastoraltheologie Vorlesungen gehalten werden, und Hr. Schuderoff hat vollkommen Recht, wenn er wünschet, daß hierzu ein eigentlicher Lehrer, welcher alles eine geraume Zeit selbst praktisch mit gutem Erfolge ausgeübt hätte, bestimmt würde, und vielleicht liesse sich dieser Vorschlag noch am leichtesten ausführen, wenn er der einzige wäre, und die Besoldung der Candidaten, die Erhöhung der Besoldung der Geistlichen, die Vermehrung der Prediger, die Einführung der Kirchenmusik, welches alles Hr. Schuderoff vorschlägt, und noch so manche andere Auslage, die bey Reformationen unvermeidlich ist, wegfielen.

Wir finden auch in diesen Vorschlägen und Wünschen, wie in so manchen anderen Schriften dieser Art, eine Tendenz zur Nachahmung der katholischen Kirchenverfassung und des katholischen Gottesdienstes. So schreibt Hr. Schuderoff S. 65: „ein nicht unwichtiger Theil der Liturgie ist die Kirchenmusik, wozu man auch die Antworten des Chors auf die Intonationen, rechnen kann. Für solche, wie man sie in den mehresten kleinen Städten findet, lieber keine. Aber eine Musik, oder ein *Amen* in der katholischen Kirche zu Dresden, wie entzückend! Wird aber gleich der protestantische Cultus sich weder zu der Pracht des römisch-katholischen erheben, noch auch insbesondere in Ansehung der himmlischen Musik demselben gleich kommen, es wäre denn in Hofkapellen: so gehört doch die Annäherung dazu unter das Wünschenswerthe, und mehrere musikverständige, geschmackvolle und ihres Berufs kundige Directoren des musikalischen Chors haben sich hierin bedeutendes Verdienst erworben. Möchte nur überall eine kluge Auswahl der aufzuführenden Stücke Statt finden, und möchte nie ein Cantor meinen, seine Musik sey die Hauptsache, und durch sein stundenlangen Singsang die Geduld der Gemeinde und des Predigers ermüden!“ So sehr Rec. Katholik ist, so muß er doch anmerken, daß hier, wo nicht Alles, doch das Meiste darauf ankommt, was man von Jugend auf gewohnt, oder nicht gewohnt ist und man nur selten höret. Die Gewohnheit der Katholiken an die Kirchenmusik vernichtet oder vermindert doch gar sehr den Eindruck derselben bey den Meisten, besonders die keine Kenner der Musik sind; wogegen freylich ein Protestant, der so etwas nie oder doch selten gehört hat, durch unsere Musik sehr gerührt werden kann. Rec. zweifelt sehr, daß der Apostel Paulus, der den Zweck des Gottesdienstes, nämlich *Belehrung*, 1 Kor. 14, 1 — 40.

so deutlich angegeben und so nachdrücklich eingeschärft hat, unsere Kirchenmusik, nämlich die Figuralmusik, eben so zweckmäßig finden würde, als Hr. Schuderoff, der, wenn ihm sein Wunsch gewähret würde, doch mit der Zeit bemerken würde, wie bald die Gewohnheit die Wirkung der Figuralmusik vermindere und endlich zerstöre.

Merkwürdig ist ferner, was Hr. Schuderoff von der Menge der Predigten schreibt, S. 49. „des Predigens ist noch überall zu viel. Man hat hin und wieder, auch in meinem Vaterlande, die Wochenpredigten abgeschafft“ (vermuthlich weil sie zu wenig besucht wurden), „und die Menge sogenannter kleinen Feste auf die Sonntage verlegt. Aber auf dem Lande und noch in vielen Städten gibts Hochzeits- und Leichenpredigten in Menge. In manchen Kirchspielen ist des Predigens, der gesetzlichen Einschränkungen ungeachtet, kein Ende. Muß denn aber bey jeder kirchlichen Zusammenkunft gepredigt werden? Ist es etwa so leicht das Predigen, das man zu jedem Tage und zu jeder Stunde über Kopf und Herz, über Geist und Gefühl des Predigers nach Belieben verfügen könnte? Und ist es nicht hauptsächlich (?) der Uebersahl von Predigten zuzuschreiben, das die öffentlichen Gottesverehrungen der Protestanten weniger besucht worden sind, als von den Katholiken die Messen? Heißt Predigen freylich so viel, als über einen Satz im Zusammenhange erbaulich sprechen: so fordert man allerdings wenig genug; denn dieß geschieht in stark bewohnten und weitläufigen Parochien, bey sich häufenden Casualien nicht selten täglich; wer aber mit den Forderungen zu einer Predigt als einer Rede vertraut ist, wird schwerlich dafür halten, das ein Mann, der außerdem noch mit vielen Amtsgeschäften beladen ist, auch nur alle acht Tage gut, geschweige denn vortrefflich predigen könne, u. s. w.“ Wir fassen uns zwar hierüber kein entscheidendes Urtheil an, weil wir dieses alles in protestantischen Ländern zu wenig kennen; gestehen müssen wir aber doch, das die Casualpredigten, wenn sie so häufig sind, kaum mittelmäßig seyn können, mithin wenig oder keinen Nutzen stiften, vielleicht eben hierdurch das Predigtamt nur herabwürdigen; Casualpredigten sollten immer nur auf seltene Fälle eingeschränkt bleiben, und, wenn sie nicht lehrreich sind, ganz unterbleiben. Es soll aber wohl, nach Paulus 1 Kor. 14, 1—40., bey jeder christlichen Zusammenkunft, wenn auch nicht gerade gepredigt, doch die Versammlung auf was immer für eine Art belchret werden. Werden hierzu die Ceremonien und Gebethe benutzt, so verlieren diese durch die ewige Wiederholung und durch die Gewohnheit sie immer wieder zu

hören, das Meiste von ihrer Wirkung. Das beste Mittel wäre also wohl, das mit den verschiedenen Arten der Belehrung gewechselt würde. Gut gewählte Ceremonien, und lehrreiche Gebethe, Vorlesungen, Unterredungen nach dem Beyspiele Jesu, die bey allen Gelegenheiten wechselten, würden vielleicht. . . . Doch wir sollen ja keine Vorschläge thun, sondern bloß referiren, was Hr. Schuderoff vorschlägt.

Endlich ist uns auch aufgefallen, das der Hr. Verf. S. 102. f. auch die Excommunication der, die Versammlungen nicht besuchenden Mitglieder wieder eingeführt wünschet, und sich von derselben vortheilhafte Wirkungen verspricht. Wie er aber solche Mitglieder beschreibt, als solche, die sich selbst von der Gemeinde trennen: so scheint uns, das sie die Excommunication wenig oder nichts achten werden, und mithin dieses Hülfsmittel auch wenig oder nichts wirken, vielleicht gar dadurch schaden würde, das es selbst die Excommunication, und mithin die Macht der Gesellschaft, manche Glieder auszuschließen, verächtlich machen dürfte; wir wollen nicht hinsetzen, das dieses Mittel auch bey aller vorsichtigen Beschränkung doch leicht und bald mißbraucht werden könnte.

Da wir schon so manches aus dieser Schrift ausgezogen haben, so müssen wir doch auch alle Punkte anzeigen, mit welchen sie sich beschäftigt. Hr. Schuderoff handelt nämlich I. von der Bildung des protestantischen Predigers zum Schriftgelehrten, und zum Prediger als Liturgen, als Volksredner und als Katecheten, von den Anstalten zu dieser Bildung, von der Candidatenzeit und ihren Prüfungen, von einer Instruction für sie, und von einer besseren Disciplin für Prediger; II. vom Predigtwesen und Predigergeschäfte; III. von der Liturgie; IV. von den Predigern als Staatsdienern; und V. vom Kirchenregiment. Den Beschluß macht eine Erklärung, warum er vom Schulwesen und von dem Verhältnisse des Predigers zu demselben, nichts gesagt habe, weil es ihm nämlich an Zeit gebrach, auch dieses alles genau zu erwägen und mit Gründlichkeit auszuführen.

n. a. T.

### Oeconomie

*Inbegriff der Forstwissenschaft von August Niemann.*  
(Mit dem Motto)

Zum Wald, zum Walde steht mein Sinn  
So einzig, ach so einzig hin!  
Da lebt man glücklich, frey und froh  
Und nirgend, nirgend lebt man so.

*Wildungen.*

Erster Band, welcher die Vorbereitung, den allgemeinen Abriss und die Waldbaumkunde enthält; nebst einer wissenschaftlichen Tabelle. Altona 1814, bey Johann Friedrich Hammerich. Gewidmet der herzoglich Sachsen-Gothaischen und Meiningsischen Societät der Forst- und Jagdkunde zu Dreyfsigakker. Mit einer Vorrede.)

Die letzten Kriegsereignisse in Holstein verhinderten den Verf. vorliegendes Werk nach seinem ganzen Inbegriff dem Publicum vorzulegen. Obschon der Verf. S. X. den vorliegenden ersten Band nur einen kleinen Theil des Ganzen nennt, und dadurch zu einer höhern Ausführung der folgenden wichtigsten Hoffnung macht, so erklärt er sich doch schon S. XI, daß die Abtheilungen des nächsten Bandes einen kleinern Raum einnehmen werden, weil sie, gleich der Einleitung, meistens nur auf die Grundlinien und auf Andeutungen des Wissenswerthen eingeschränkt sind. Aufser einigen geschichtlichen Bemerkungen, unter denen Rec. folgende als sehr treffend und beherzigenswerth heraus hebt: „In Deutschland ward der Forst zuerst als ein Capital benützt, dessen Zins, die Holzabgabe, nur den Zeitgenossen, dessen Stamm ungeschwächt und in seinem ungeschmälert nachhaltigen Ertrage den Nachkommen gebühre“; ferner, „Wenn die alte wie die neue Geschichte bezeugt, was Süllly und Colbert während aussprachen, was gründlicher neuerlich Georg Forster und Humboldt lehrten, daß der verhältnismäßige Waldbestand der Länder mit ihrer Fruchtbarkeit, Gewerbsamkeit und ihrem Wohlstande, mit ihrer ganzen Cultur im untrennbaren Zusammenhange stehe; so ist es wahrlich auch für Deutschland Zeit, nicht müßiges Geschrey über Holznoth zu erheben, sondern nach weisem Plan durch Erhaltung und Wiederanbau, Nachhaltigkeit zu bewerkstelligen,“ enthält die Vorrede nichts besonders als die Erklärung, daß dieser Inbegriff zunächst für die Eleven der Kieler Forstlehranstalt entworfen wurde.

Der eigentlichen Einleitung in die Forstwissenschaft werden die Verfassung, Gesetze und Einrichtungen der königl. Forstlehranstalt zu Kiel vorausgeschickt, welchem Berichte aber das Wesentlichste, der eigentliche Lehrplan nämlich, und welche Fächer insbesondere in dem 3jährigen Kurse gelehrt werden, fehlt. Die Vorerinnerung selbst handelt 1. vom Beruf und den Kennt-

nissen des Forstmanns als Waldpfeger, 2. als Jäger. Darauf folgt der Abriss der Forstwissenschaft selbst. Der Verf. betrachtet sie in einem dreyfachen Gesichtspuncte 1. als Waldnaturlehre 2. Forstwirthschaftslehre 3. Staatsforstlehre. Dieser angeführte 1. Band beschäftigt sich mit der Waldnaturlehre und zwar als dem Haupttheile derselben mit der Beschreibung der Holzarten. Da werden nun zuerst die einheimischen, dann die nord-americanischen Laub- und Nadelbäume; darauf die nutzbaren einheimischen, nordamericanischen, dann die einheimischen und nordamericanischen Zieresträucher, die Zieresträucher wärmerer Länder der alten Welt, die japanischen und chinesischen, die Ranken- und Erdhölzer durchgegangen, und mit den Sumpf- und Torfsträuchern der 1. Band geschlossen.

Die Blätter einer Literatur-Zeitung sollen das Gute und Ausgezeichnete im Reiche des Wissens mit strenger Gründlichkeit würdigen; für das Mittelmäßige und Schlechte aber eine gerechte kurze Warnungstafel seyn, damit dem Bessern der Platz nicht geraubt werde und das Publicum nicht in Schlafsucht versinke. Zu bestimmen, ob dieses Werk zur letzten Classe gehöre, will Rec. aus 2 Gründen einstweilen suspendiren, 1. aus wirklicher Achtung für das Kieler Forst-Institut 2. weil sich im vorliegenden Falle menschlich gerecht erst nach Erscheinung der folgenden Bände urtheilen läßt. Rec. bekennet, in diesem 1. Bande nicht nur nichts Neues gefunden, sondern mit Leidwesen wahrgenommen zu haben, daß der Verf. dem Geiste unserer Gelehrtenzunft ziemlich nahe anstehe; vor lauter System, Divisionen und sub-sub-Divisionen und Tabellen gehn die Begriffe und die Sache zu Grunde. Rec. bittet den Verf. herzlich wohlmeinend, der guten Sache wegen, sich ja recht zu hüten, daß wegen der vielen Eintheilungen und bloßer Andeutungen des Wissenswerthen zuletzt über die Sache vielleicht gar nichts gesagt werde. Endlich wird auf ungeheure und häufige Rechtschreibungsfehler, die oft nicht im Setzer, meistens im Schreiber ihren Grund haben müssen, aufmerksam gemacht. z. B. faslich, Stat, Samlen, Säze, wisbegierig, Kostspilligkeit, verädlen, etc. Oft bedient sich der Verf. auch ganz neuer lächerlicher Beywörter z. B. eine bestandsame Eintheilung, ungebährdig etc. etc.



## Allgemeine Literaturzeitung.

N<sup>ro</sup>. 41.

Dienstag den 23. May.

1815.

## Staatswissenschaften.

*Journal für Deutschland, historisch-politischen Inhalts.* Herausgegeben von Friedrich Buchholz. Erster Band. (Monat Januar — April.) Mit dem Plan der Schlacht an der Moskwa. Berlin bey Haude und Spener. 1815. IV. und 5/10 S. gr. 8.

Wir haben die Anzeige dieser neuen Zeitschrift blofs darum bis zur Erscheinung eines ganzen Bandes aufgeschoben, weil wir in unserem Urtheile gerecht seyn wollten gegen Herausgeber und Publikum, und in dieser Hinsicht die Beurtheilung jedes einzelnen Heftes nicht für rathsam hielten. Der Nahme des genialen, in der deutschen Literatur seit langer Zeit rühmlichst bekannten Hn. Fr. Buchholz mußte ir uns nothwendig grofse Erwartungen von einer Zeitschrift rege machen, deren Herausgabe er übernommen. Wir hielten dafür, daß Hr. B. dabey nicht die Absicht haben konnte, blofs die Zahl der schon bestehenden historisch-politischen Zeitschriften zu vermehren: sondern daß er durch sein *Journal für Deutschland*, etwas liefern wollte, was einmahl durch Zweck, Geist und Anlage des Ganzen, so wie durch einen sorgfältig gewählten Inhalt der einzelnen Aufsätze dazu beytragen müfste, das in den neuesten Zeiten so häufig entwürdigte Geschwisterpaar der edelsten Wissenschaften wieder zu Ehren zu bringen; das aber auch *insbesondere* durch seine engere Beziehung auf *Deutschland* dahin zielen würde, die Deutschen zur besonnenen, ernsthaften Betrachtung über politische Gegenstände, zum ruhigen Nachdenken über die innern und äufsern Verhältnisse des Vaterlandes zurückzuleiten. Unsere Erwartung ward in einiger Hinsicht gleich im ersten Hefte auf die angenehmste Art befriedigt. Schon die Vorrede überzeugte uns, daß sich Hr. B. nichts Gewöhnliches und Gemeines zu leisten vorgenommen.

Die auf so vielen Zeitschriften glänzende Ueberschrift „*historisch-politischen Inhalts*“ ist in Fünftes Heft.

den letzten Jahren gewaltig in Mißkredit gekommen, besonders seitdem sich Jedermann berufen glaubt, über Politik sprechen und schreiben zu können. Deutschland besitzt so viele Zeitschriften historisch-politischen Inhalts, und man muß gestehen, daß nur wenige derselben die Erwartungen befriedigen, und dem Zutrauen entsprechen, das die Herausgeber und Verleger durch pomphafte Anzeigen in Anspruch zu nehmen sich bemühen. Alles spricht von, und über *Politik*. Viele schreiben über sogenannte politische Gegenstände, und Wenige verbinden einen deutlichen Begriff mit dem Worte *Politik*. Die Zeitschriften des Tages enthalten ein buntes, seichtes Allerley, und nähren dadurch schon, wenn sie auch nicht dazu beytrügen, durch wenig durchdachte Vorschläge, durch Plane einer bessern Welt, unerfüllbare Wünsche und Hoffnungen zu erregen, einen Geist, der sich, wie Hr. B. ganz richtig sagt, „nicht nur über Deutschland, sondern über ganz Europa verbreitet hat, der so wenig zu dem Wesen der Deutschen pafst, und der, wenn er die Oberhand gewinnen sollte, nur damit endigen könnte, die Notitz über die Idee „(d. i. das Allerley-Halbwissen über das Denken)“ zu erheben, und in den Köpfen eine nie erlebte Verwirrung hervorzubringen;“ und dieser Geist ist der *Miscellengeist*. Er ist es, der den gröfsten Antheil hat an der immer mehr um sich greifenden Seichtigkeit, an der Halbwisserey, an der Scheu vor allem ernstem, tiefem, Zeit und Anstrengung kostenden Studium, an der allgemein verbreiteten Liebe zur Universalität. Wer wird läugnen, daß dieser *Miscellengeist*, aufserdem, daß ihm in den Schulen der Jugend schon vorgearbeitet wird, wenn auch gerade nicht durch die Journalistik, doch durch den fehlerhaften Plan der meisten Zeitschriften, und ihren gröfsten theils sehr seichten Inhalt die trefflichste Nahrung erhält? Wie häufig vertritt Journalsgelehrsamkeit die Stelle des gründlichen Wissens? um wie viel weniger wird gedacht, da gegenwärtig so Viel und Allerley gelesen wird? und was bietet, bey der Sucht,

Viel und Allerley zu wissen, eine bequemere und angenehmere Fundgrube, den gelehrten Haus- und Gesellschaftsbedarf zu erhalten, als die nun zur Mode gewordenen Conversations- und sonstigen Real- und Wort-Lexica, und die Journale? Wie nachtheilig der verdorbene, und durch die zur Ueberzahl vermehrten Zeitschriften verwöhnte Geschmack des Publikums zurückgewirkt hat auf die Literatur selbst, auf das Hervorbringen gediegener, wissenschaftlicher Werke, könnte ohne Schwierigkeit bewiesen werden: diese Erörterung würde uns aber zu weit von unserem Ziele entfernen.

Wenn nun *Hrn. B.* bey Abfassung und Redaction des Journals für Deutschland die Idee leitet, diesem schädlichen *Miscellengeiste* entgegenzuarbeiten, so ist sein Vorsatz löblich, und wir wünschen, daß er demselben in der Fortsetzung seiner Zeitschrift treu bleiben, und sein rühmliches Unternehmen von demjenigen Theil des Publikums kräftig unterstützt werden möge, dem es um wahre Bildung und Belehrung zu thun ist. An Aufforderung zum eigenen Nachdenken über die wichtigsten Gegenstände des Lebens und der menschlichen Gesellschaft fehlt es in dem *politischen* Theil des Journals für Deutschland nicht. Ob auch der *historische* Theil dem Plane entspricht, den der Hr. Herausgeber in den weiter unten folgenden Stellen der Vorrede ankündigt, möchten wir gerade nicht bejahen. Wenigstens enthalten die drey ersten Stücke keinen historischen Original-Aufsatz, sondern Uebersetzungen französischer Berichte, von theils noch nicht genau erwiesenen, theils nur auf einem beschränkten Raume, und nicht immer von dem vortheilhaftesten Standpunkte aus wahrgenommenen That-sachen aus den Feldzügen Buonapartes in Syrien und Rußland. Wir hätten gewünscht, daß an die Stelle dieser Füllstücke, welche das Journal für Deutschland mit allen seinen Brüdern gemein hat, Original-Aufsätze aufgenommen worden wären, verfaßt in dem Geiste der „*historischen Untersuchungen über die Deutschen*“, welche wir mit vielem Vergnügen im 4. St. wahrnahmen. Für Uebersetzungen besitzen wir ohnehin ein eigenes Archiv in den bekannten *Miscellen der ausländischen Literatur*: es würde uns schmerzen, wenn wir das Journal f. D. und derley Freybeuter-Magazine aus einem Gesichtspunkte beurtheilen müßten. Hören wir nun *Hrn. B.* selbst in der Vorrede.

Das Journal f. D. soll *historischen* Inhalts seyn, und alles enthalten, was sich auf die großen Begebenheiten bezieht, von welchen wir die Zeugen gewesen sind, oder noch seyn werden. Da es nur eine *europäische* Geschichte, nicht eine

Geschichte der einzelnen Staaten von Europa giebt, wegen dem innigen Zusammenhang und ineinander verflochtenen Verhältnissen dieser Staaten; so soll die Zeitschrift nur solche Aufsätze liefern, die, indem sie Europa als ein großes Ganzes darstellen, recht eigentlich darauf abzwicken, dieses Ganze in Einigkeit und Harmonie zu erhalten; durch sie soll nichts verbreitet werden, das auf irgend eine Art die Anregung von Leidenschaften bezwecke. Die Begebenheiten in den übrigen Erdtheilen werden in so fern beachtet werden, sofern sie auf Europa zurückwirken. Die Deutschen vorzüglich, als die Bewohner des Herzens von Europa sollen aufmerksam gehalten werden, auf Alles, was ihr Geschick bisher bestimmt hat, und auch künftig bestimmen wird.“

Das Journal f. D. soll aber auch *politischen* Inhalts seyn. Das Wort *Politik* nimmt *Hr. B.* „mehr im Sinne der Alten, als in dem der Neuern, ohne jedoch den letztern ganz auszuschließen. Die Alten vermöge der Natur der Staaten, in welchen sie lebten, ohne alle Idee von einer Vermittelung des vaterländischen Interesse mit dem Interesse des Auslandes, und folglich immer nur darauf bedacht, wie sie das letztere dem ersteren unterordnen wollten — die Alten verstanden unter Politik die Kunst Staaten zu *gründen* und *emporzuhalten*. In dem Journale für Deutschland soll es dabey vorzüglich auf Erörterung und Zergliederung aller der Mittel ankommen, welche man in den neuern Zeiten angewendet hat, um das Schicksal der Staaten über alles zufällige zu erheben. Deutschland soll eine Regel kennen lernen, nach welcher es mit größerer Sicherheit über sein Inneres d. h. über seine politische Gesetzgebung urtheilen könne. Soviel auch hierin der Zeit überlassen bleiben muß, die zuletzt das Gute ganz von selbst herbeyzuführen pflegt, so ist es doch nützlich, vorläufig auszumitteln, was seit mehr als einem Jahrtausend den Grund von Deutschlands politischer Stärke und Schwäche ausgemacht hat, und noch ausmacht. Nebenher soll angezeigt werden, auf welchem Wege die Deutschen in der nächsten Zeit zu der Nationalität gelangen können, die in den Wünschen aller liegt, ohne daß man deshalb dem Ziele näher rückt.“ Zu diesem Ende soll es eine Haupttendenz der Zeitschrift seyn, den großen Sinn der deutschen Geschichte zu entziffern, und auf den eigenthümlichen Charakter der Begebenheiten und Schicksale unseres Volkes aufmerksam zu machen.

*Hr. B.* hat mit wenigen Zügen ein ausgedehntes Gebieth bezeichnet. In wie weit er obigen Grundsätzen gefolgt, und seinem Plane treu geblieben, ja inwieweit der Verf. des Gravitations-systems sich selbst treu geblieben? — mag der

Leser selbst beurtheilen. Wir wollen den Inhalt der Zeitschrift von Heft zu Heft durchwandern, und dabey Hrn. B. (welcher uns der Verfasser sämmtlicher Original-Aufsätze dieses Bandes zu seyn scheint) grösstentheils selbst reden lassen.

*Monath Januar. Auszüge aus Labaume's umständlichen Bericht von dem Feldzuge in Rußland.* (S. 1 — 45.) So viel uns bekannt ist, war es das *Journal f. D.*, das die deutschen Leser zuerst auf ein Werk aufmerksam machte, das bey allen seinen Unvollkommenheiten in Frankreich so vielen Beyfall fand, und von allen denjenigen begierig gelesen wurde, welche sich über die Begebenheiten des J. 1812 unterrichten wollten. Labaume war einer von den Ordonance - Officieren des ehemaligen Vice - Königs von Italien, folglich auf einem Standpunkte, von welchem aus er sich, wenn auch keinen allgemeinen Ueberblick der Begebenheiten, doch eine genaue Kenntniß von den Schicksalen des Armeekorps verschaffen konnte, bey welchem er sich befand. Sein Bericht enthält viele höchst merkwürdige Thatsachen, welche bisher wenig bekannt waren, und gewiss ein allgemeines Interesse verdienen. Das Merkwürdigste davon wird hier in einem sorgfältig vorgenommenen Auszuge, und in einer gelungenen Uebersetzung geliefert, als ein Beytrag zur Aufklärung einiger dunklen Parthien der Zeitgeschichte; und zwar in dem Januar Hefte: ein Bericht über die Schlacht an der Moskwa, (mit einem Plan von dem Schlachtfelde, der von dem Verf. zwey Tage vor der Schlacht an Ort und Stelle gezeichnet wurde); ferner einige sehr interessante Nachrichten über den Einmarsch, Aufenthalt und die Schicksale der Franzosen in Moskau.

*Ueber die Erblichkeit der Throne in den Staaten Europa's.* (S. 46 — 63.) Die Zurückführung der Bourbons auf den Thron ihrer Väter erscheint dem Verf. dieses Aufsatzes aus einem doppelten Grunde als eine *europäische* Begebenheit: einmahl, weil sie durch die Anstrengungen der sämmtlichen Mächte von Europa bewirkt worden ist, zweytens, weil sie auf den gesellschaftlichen Zustand von ganz Europa zurückwirkt. — Die französische Revolution kann (in ihrer Ausartung) als eine Verschwörung gegen die *erblichen Throne* betrachtet werden: das Gesetz, welches solche Throne will, hat nun über alle Gefahren gesiegt, womit es seit mehr als 20 Jahren bedroht war, und insofern die sittliche Eigenthümlichkeit unseres Erdtheils gerade auf diesem Gesetze beruht, ist dieselbe für einen langen Zeitraum — vielleicht für Jahrtausende gerettet. (Ob das beyspiellos-schändliche Verfahren des franz. Volkes, oder doch des

größern Theils der Nation in den jüngst verflossenen Monathen diese Sätze wohl bewährt? — Sonderbar, daß der Usurpator gerade den Versuch der *alten Dynastie* als ein Attentat auf sein und seiner Descendenten durch freye Wahl des Volks überkommenes Recht auf den Thron, die Unterstützung der fremden Mächte, als eine Verletzung der Rechte des Volks, und die Insurrektionsversuche der Bourboniden als Rebellion proklamirte! — ) Obige Betrachtungen führten den Verf. auf die Untersuchung über den Geist der neueren europäischen Gesetzgebungen, und über die Fragen: wie sich die neuesten politischen Institute ausgebildet? worin ihre Güte bestehe? warum sie in den alten Staaten nicht gediehen? und welche Folgen für den gesellschaftlichen Zustand von Europa entspringen würden, wenn man von diesen, mit der sittlichen Eigenthümlichkeit des Erdtheils innigst verschmolzenen Gesetzen abwicke? Und diese Untersuchung wird in einer Reihe von äußerst anziehenden und lehrreichen Aufsätzen in diesem und den folgenden Heften fortgeführt. Hier wird die Güte des nun allgemein beobachteten Gesetzes der Erblichkeit der Throne beurtheilt; eine Materie, die den reichhaltigsten Stoff zu Betrachtungen liefert, und die von dem Verf. gründlich erörtert wurde. Daß die Bildung von Erbmonarchien nur nach und nach vor sich gegangen, lehrt die Geschichte, so wie, daß man endlich nach langer Zeit und vielen Staatsumwälzungen und Bürgerkriegen zu geregelten Bestimmungen über die Erbfolge gelangte, und diese erst dann Festigkeit erhielten, nachdem der Begriff des *Throneigenthums* sich in jenen eines *Fideicommisses* verwandelt hatte. Bezweifeln möchten wir jedoch, daß der *Despotismus seinem Wesen* nach gänzlich aus dem neueren Europa seit der Zeit verschwunden sey, als die Erbfolgegesetze in den modernen Gesetzgebungen den vollkommensten und achtbarsten Theil einzunehmen angefangen haben. Der Verfasser selbst gesteht, daß einzelne Monarchen in Kraft besonderer Umstände Fehlgriffe thun, und folglich den Schein des Despotismus gewinnen; aber er setzt hinzu, „der Despotismus hat keine Wurzel mehr in ihren Herzen und in ihren Gesinnungen.“ — Herrlich sind die Beweise für den Satz: daß die Idee des Fideicommisses in Anwendung auf das Regierungsgeschäft die Mutteridee des gesellschaftlichen Zustandes von Europa sey, S. 59 u. f. von dem Verf. durchgeführt. Der Raum dieser Blätter gestattet uns nicht, mehreres davon auszuziehen. Dieser Aufsatz gehört zu den interessantesten dieser Zeitschrift, besonders da er die Grundideen ausspricht, welche in den übrigen,

innig untereinander zusammenhängenden politischen Abhandlungen dieses und der kommenden Hefte verfolgt werden.

*Ueber Carnot's Denkschrift.* (S. 64—78.) Keine Uebersetzung dieser merkwürdigen und sonderbaren Erscheinung, (die jetzt mehr, als früher, als ein Zeichen der Zeit, und der kommenden Dinge betrachtet werden muß), sondern eine gründliche Beurtheilung der in der Denkschrift enthaltenen irrigen Ansichten, welche der Freymüthigkeit und Unpartheylichkeit des Verfassers Ehre macht. Ueber *Carnot* wird folgendes angemerkt: „Das europäische Publikum hat seit 20 Jahren nicht aufhören können, sich für einen Mann zu interessiren, der, als Mitglied des berüchtigten Wohlfahrtsausschusses, eine Stütze des Terrorismus war, und sich hinterher von dem Vorwurfe der Tyranney und Grausamkeit durch das anerkannte Verdienst, die französischen Armeen zum Sieg geführt zu haben, befreyte; der, als einer von den fünf Direktoren, in den Verdacht gerieth, mit mehreren Mitgliedern des Raths der Fünfhundert gegen sein Vaterland conspirirt zu haben, und einer Verweisung nach Cayenne nur durch eine schleimige Flucht nach Deutschland entging; der, nach dem 18. Brumaire, zurückberufen, und im Tribunate angestellt, als Tribun gegen die Verwandlung des Consulats in eine erbliche Kaiserwürde aus allen Kräften protestirte; der, nach der Auflösung des Tribunats zurückgesetzt und vergessen, sich und seine zahlreiche Familie durch Betreibung von Banquiergeschäften aufrecht erhielt, bis Napoleon im J. 1809 ihm einen Re traite Gehalt zahlen liefs; der endlich, in den letzten Zeiten, als Vertheidiger von Antwerpen, die allgemeynste Aufmerksamkeit auf sich zog, theils durch seine Menschlichkeit gegen die Bewohner dieser Stadt, theils durch seine Uneigennützigkeit, womit er, einer der entschiedensten Feinde Napoleons, (so lange dieser ihm nicht als *Werkzeug* dienen wollte, oder konnte, möchten wir nun hinzusetzen) alle Bestechungsversuche zurückwies. Während die französische Revolution selbst aufgehört hat, ein Räthsel zu seyn, ist *Carnot* wegen seiner Eigenthümlichkeit, ein Räthsel geblieben; (auch als nunmehriger Minister des Innern, und Reichsgraf?) und was sich nicht läugnen läfst, ist, daß er zu den außerordentlichsten Charakteren unserer Zeit gehört.“ Wohl, besonders da er sich als eine der Haupttriebfedern der neuesten Revolution bewährte, welche den reinen Jakobinismus mit Hülfe des militärischen Terrorismus auf den Thron gebracht hat. — „Die Denkschrift trägt das Gepräge des Charakters ihres Urhebers. Titel und Inhalt im auffallendsten Widerspruch. Sie ist nicht an den König von Frankreich, sondern

gegen eine Parthey gerichtet, die Rache suchend, sich bereits zur Furchtbarkeit erhoben hatte. Diese gefährliche Parthey im Zaum zu halten, war *Carnot's* große Angelegenheit (?); die Argumente, deren er sich bedient, sind für ein wahrheitsliebendes Gemüth um so auffallender, je unbedingter man sie verwerfen muß.“ — Der Verf. der Bemerkungen hat den richtigen Gesichtspunkt aufgefaßt, aus welchem die französische Revolution in Rücksicht der Ursachen ihres Entstehens, ihres Fortgangs und ihres (wie wir in dieser Liter. Zeit. wiederholt gesagt haben, ganz falsch angenommenen) Endes im J. 1814 betrachtet werden muß. *Carnot* hatte in seinem Urtheile nicht diesen Standpunkt, und konnte ihn nicht haben. Er sprach über eine Angelegenheit, bey welcher er selbst als Parthey interessirt war. Das sophistische, betrügliche und (wenn es ihm um die Erhaltung des königlichen Throns und die innere Ruhe Ernst war,) unzeitige in den Behauptungen *Carnot's* ist in dem vorliegenden Aufsätze trefflich gewürdigt. „*Carnot* hat in der Bekämpfung der Parthey, (welche Rache schnaubte, und die Opfer, welche in der Revolution gefallen sind, durch neue vermehren wollte) den richtigen Ton verfehlt.“ (Nun, da die Maske abgenommen, scheint der Ton richtig gewählt gewesen zu seyn.) Sein mathematischer Geist, sein unbedinglicher Republikanismus, und seine Liebe für den durch die Revolution erworbenen Ruhm, haben ihn gleich sehr irre geleitet. (?) — Die Bemerkung über *Carnot's* Vorwurf: der militärische Ruhm der Franzosen sey durch Napoleon's *Unredlichkeit* und *Uebertreibung* verloren gegangen, scheint uns nicht ganz richtig zu seyn. Die Vorliebe der Franzosen für die *Genealogie*, und die Anhänglichkeit an ihren alten Herrscherstamm ist doch unstreitig in der Revolution untergegangen; der letzte Funke ward durch den neuen Glanz der französischen Waffen, ihren kriegerischen Ruhm, welcher der Nationaleitelkeit in einem so hohen Grade zusagte, erstickt; die neuemporgewachsene Generation war durch die Revolution erzogen und durch den Strom der Erscheinungen mit fortgerissen; Frankreich hatte sich an den neuen Zustand bereits gewöhnt, und die Usurpation wäre vollendet gewesen, wenn die Herrschucht Buonapartes Gränzen gekannt, und sein unstetter Geist, und rein-kriegerischer Ehrgeitz ihn nicht zur *Uebertreibung* gepeitscht hätte. Die Zeit ist bereits reif, um über die letzte unblutige Revolution im J. 1814 abzusprechen. Das Unerwartete in ihrer Erscheinung setzte *alle* Partheyen gleich sehr in Erstaunen. Ob die Politik der Mächte, die, außer zufälligen Umständen, dabey in Wirksamkeit war, die richtigste gewesen? — wird die Zukunft

enthüllen, und hat die Gegenwart bereits zum Theil enthüllt.

*Ueber die drey Stände im 19. Jahrhundert.* (S. 79—98.) Eine Prüfung der alten Ständeeintheilung in den Lehr-Nähr- und Wehrstand. Aber noch mehr, als eine bloße Prüfung; der Beweis, daß unsere Vorfahren über das Verhältniß der Stände im Staate gegen einander tiefer nachgedacht haben müssen, als es sich von jenen Zeiten vermuthen ließe; daß aber die obige Eintheilung in den letzten Jahrhunderten unzulänglich geworden, da ein Stand zum Vorschein kam, der den frühern Zeiten gänzlich unbekannt war, oder doch nicht in jener Wichtigkeit erschien, in der er gegenwärtig erscheint. „Der Wehrstand hat aufgehört ein eigener abgesonderter Stand zu seyn, sobald die Staatswirthschaft aus der bloßen Produktion in eine Geldwirthschaft übergegangen ist. Dafür traten die Inhaber des beweglichen Vermögens, die Klasse der Kaufleute, Manufakturisten, Künstler und Handwerker in das Leben, die in dem gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft eine so wichtige Rolle spielt, und für welche den Vorfahren die Benennung fehlte.“ — Der lehrreiche Aufsatz betrifft eigentlich die *Nationalrepräsentation*, über deren Wesenheit, so wie über die Frage, *welche Stände eigentlich repräsentirt werden sollen?* man noch immer nicht einig ist. Der Verf. handelt hier von den Grundsätzen, nach welchen ein sogenanntes *Unterhaus* gebildet werden soll. Er setzt demnach die Vorfragen: ob eine Nationalrepräsentation überhaupt nothwendig? und ob die Repräsentanten in einer oder in zwey abgesonderten Kammern versammelt werden sollen? als entschieden voraus. Der Untersuchung liegt folgendes einfaches Princip zum Grunde: daß, wenn man einmahl über die Nothwendigkeit einer Nationalrepräsentation zur Vervollständigung des Regierungssystems einverstanden ist, die Elemente, aus welchen sie zusammengesetzt wird, *den Forderungen und Bedürfnissen der Gesellschaft, so wie diese nun einmahl dasteht, entsprechen müssen.* — Die Frage: ob im 19. Jahrhundert der *Geistlichkeit* ein Eintritt in das Unterhaus gestattet werden könne? wird verneint, weil *a.* die Geistlichkeit weder ein unbewegliches noch ein bewegliches Eigenthum von bedeutendem Umfang vertheidigt; *b.* weil ihr Amt, wie die übrigen Staatsämter auf gleiche Art remunerirt wird (doch nicht in allen Staaten); *c.* weil sie nicht mehr, wie einst, in dem Alleinbesitz aller Wissenschaft und Einsicht ist; und *d.* weil ihr gerade jene Wissenschaften fremd sind, die das bürgerliche Leben unendlich mehr berühren, als die Theologie, deren Depositäre und Ausbildner nicht die Geistlichen, sondern andere Gelehrte sind, welche durch Wort und

Schrift auf die öffentliche Meinung einwirken. Doch möchte der erste, so wie der zweyte Grund der Verneinung nicht allgemein geltend seyn. Der Umfang des geistlichen Grundbesitzes in den meisten *katholischen* Staaten ist nicht so unbedeutend, daß der Geistlichkeit eine Stimme, als *Grundbesitzer*, mit Recht abgesprochen werden könnte, wenn nicht *andere Gründe* vorhanden wären, die ihre Ausschließung nothwendig machten. Die Zulässigkeit der katholischen Geistlichkeit im *Oberhause* wird auch von dem Verfasser nicht in Abrede gestellt — so wie die Bedingungen gehörig gewürdigt, unter welchen der *protestantischen* Geistlichkeit in dem Oberhause eines protestantischen Staates Zutritt ertheilt werden könnte. — Das erste und bedeutendste Element eines Unterhauses ist die Klasse der *Gutsbesitzer*; ein Ausdruck, der in unserer Zeit nicht mehr mit dem Worte *Adel* synonym ist. Dieser Stand wird, nach der Idee des Verf., am vortheilhaftesten von Solchen vertreten, die mit der meisten Einsicht in das agrikultorische Geschäft, und dessen Verflechtung mit den übrigen Zweigen der gesellschaftlichen Arbeit, den meisten Patriotismus verbinden. Nur das Gewerbe *als solches* ist zu vertreten, nicht die Art und Weise, wie es innerhalb eines gewissen Zeitraums betrieben worden, noch weniger die damit verbunden gewesenen Privilegien. (Mit dieser allgemeinen Regel sind jedoch die Schwierigkeiten nicht beseitigt, welche sich bey Gründung einer Nationalrepräsentation in solchen Staaten erheben müssen, wo beynahe der Adel allein freyer Grundbesitzer ist, wo noch Privilegien mit dem Gutsbesitze verbunden sind. Wir hätten gewünscht, daß der Verf. dieser vortrefflichen Abhandlung auch des Verhältnisses des sogenannten unterthänigen *Bauernstandes* zu den adeligen Gutsbesitzern Erwähnung gethan hätte; eines Verhältnisses, das vorzüglich in Deutschland zu innig mit der Nationaleigenthümlichkeit, und seinen ältesten Instituten verschmolzen ist, als daß es ohne Gefahr, ohne Verletzung wohl erworbener oder angestammter Rechte, und großen Schaden aufgehoben werden könnte; und dieser Bauernstand bildet den zahlreichsten Theil der Grundbesitzer, wenn auch nicht der Grundeigenthümer, wer soll *sein* Interesse auf dem Landtage vertreten?) — Das zweyte Element ist die Klasse der *Inhaber des beweglichen Vermögens*; jenes Mediums, wodurch die Bewohner unseres Erdballs zuerst in Zusammenhang und Verbindung gebracht worden sind. Auf der Fortdauer dieser Klasse beruht die jetzige Staatswirthschaft, ihr muß daher auch eine Theilnahme an der Gesetzgebung zugestanden werden. Ihre Bestimmung in der Nationalrepräsentation ist, den *beweglichen* Theil des National-

reichthums zu vertreten. — Um den unbeweglichen Reichthum mit dem beweglichen zu vermitteln, und den Kampf ihres entgegengesetzten Interesses aufzuheben, muß zwischen beyde obigen Klassen eine dritte gestellt werden, die keine andere Bestimmung hat, als das *Particularinteresse* der einen, wie der andern, in ein *gesellschaftliches* oder moralisches zu verwandeln. Die *vermittelnde Klasse* wird aus solchen Personen bestehen, welche über das gesellschaftliche Interesse, in der Zeit belehrt, demselben Achtung zu verschaffen wissen, d. i. aus eigentlichen *Gelehrten*; nicht aus Facultätsgelehrten, am wenigsten aus Advokaten, sondern aus solchen, welche die Wissenschaft der Gesellschaft (dazu gehören denn doch auch Rechtsgelehrte) in ihren nothwendigen und zufälligen Beziehungen in sich tragen. Durch die Zusammensetzung dieser Elemente würde nach der Idee des Verf. eine National-Repräsentation zu Stande gebracht, in der gerade das repräsentirt würde, was repräsentirt werden muß, nämlich das Sächliche, in den beyden Hauptzweigen des unbeweglichen und beweglichen Reichthums, und das gegenseitig Widerstrebende von beyden würde vermittelt durch eine Klasse, die sich bisher nur darum in falsche Theorien verloren hat, weil sie von der Praxis geschieden, die wirkliche Welt sehr wenig kennen lernen konnte. — Die hier mitgetheilten Ideen sind größtentheils neu; die Zergliederung der ersten Elemente der bürgerlichen Gesellschaft gründlich; die Art der vorgeschlagenen Repräsentation einfach, und dem Bedürfnisse der Zeit angemessen. Wir enthalten uns von allen weiteren Bemerkungen darüber; die Sache spricht für sich selbst. Der Leser mag seine individuelle Ansicht damit vergleichen. Wir können nur wünschen, daß die Zeit wirklich schon so weit gediehen sey, die einfachen philosophischen Principien aufzufassen, und sie bey den nun neu zu bauenden Staatsformen in Anwendung zu bringen, oder wenigstens zu beachten.

*Merkwürdiger Aufschluß über die Begebenheiten der drey letzten Jahre.* (S. 99—101.) Der französische General Sarazin unterzieht in seiner Geschichte des spanischen und portugiesischen Krieges die englischen, spanischen und französischen Generale, welche in diesem Kriege eine Rolle spielten, einer strengen Censur. Wellington, Marmont, Soult u. s. w. finden sehr wenig Gnade vor seinem Richterstuhl. Merkwürdiger als das Buch, ist die Vorrede, worin General S. die Welt, die sonst nie etwas von ihm gehört, mit dem Geheimnisse bekannt macht, daß er eigentlich der Urheber der großen Begebenheiten in den J. 1812, 1813 und 1814 gewesen, und daß die Helden, auf welche bisher Europa mit Achtung hin-

sah, nichts mehr und nichts weniger, als folgsame Werkzeuge waren, welche Meister S. von London aus durch das Medium des englischen Ministeriums belebt und begeistert hat. Er trägt daher auch kein Bedenken, von der englischen Regierung die Zurückgabe seiner Plane, welche Europa gerettet haben, zu verlangen; oder daß ihm der *Werth* derselben bezahlt werde, den er auf nichts Geringeres als 60,000 Pf. St. schätzt.

*Ueber Theilung und Gleichgewicht der Gewalten.* (S. 100—128). Bekanntlich hat *Benjamin de Constant* in seinen neuesten *Reflexions sur les Constitutions* die Lehre von den sogenannten Staatsgewalten wieder theoretisch zur Sprache gebracht, und seinen Gegenstand auf eine scharfsinnige, dadurch besonders ausgezeichnete Art behandelt, daß er von den bisher üblichen Eintheilungen der obersten Gewalt gänzlich abweicht. Er nimmt außer der *gesetzgebenden*, *vollziehenden* und *richterlichen* Gewalt noch eine vierte, besondere, außerhalb den drey genannten liegende, *neutrale* Gewalt an, deren Bestimmung ist, die bisher bekannten drey Kräfte der Staatsgewalt in ihrer Wirksamkeit zu schützen, und wenn sie in Unordnung, und in ein feindliches Verhältniß gegen einander getreten sind, solche auf ihre ursprüngliche Stellung zu weisen; und diese, das Gleichgewicht unter den übrigen Kräften schirmende und vermittelnde Gewalt nennt er die *königliche*. Damit der König nicht selbst das Gleichgewicht der drey Gewalten störe, (obwohl dieß gegen sein eigen wohlverstandenes Interesse wäre,) so muß darauf gesehen werden, daß die königliche Gewalt nicht inner dem Kreise der andern Gewalten wirksam seyn könne; und darin findet Hr. *Benjamin de Constant* den Unterschied zwischen der absoluten und constitutionellen Monarchie. Er erläutert diese Idee durch die Analyse der englischen Verfassung. Er findet den Fehler fast aller Constitutionen, (außer der englischen) darin, daß man keine neutrale Gewalt schuf, sondern die Summe des Ansehens, mit der sie bekleidet seyn soll, auf eine der activen Gewalten übertrug. So entstand Willkühr und Tyranney oder Despotismus, je nachdem diese Summe des Ansehens mit der gesetzgebenden oder vollziehenden Gewalt vereinigt wurde. — Anders urtheilte Hr. *Fr. B.* schon in seinem neuen *Leviathan*, und er blieb mit wenigen Modificationen diesem Urtheile getreu. Die Lehre von der Theilung und dem Gleichgewichte der Gewalten im Staate ist, nach seiner Ansicht, eine irrige Lehre, ein in den Köpfen der meisten Theoretiker eingewurzelter Irrthum, dem all das Unheil beyzumessen ist, das Europa seit 25 Jahren in seinem Innern erschüttert hat. Er vergleicht in Sachen der Politik d. i. der organi-

schen Gesetzgebung alles Theilen und Gleichgewicht der Gewalten mit dem Stein der Weisen, der nur darum nicht gefunden wird, weil sein Wesen unerfüllbare Bedingungen in sich schließt. Um Hrn. *Benjamin de Constant* zu widerlegen und seine eigene Theorie zu begründen, untersucht der Hr. Verf. einmahl, was man denn eigentlich unter dem Worte *Constitution*, das noch nie so häufig gebraucht wurde, als in unsern Tagen, verstehe? Ob die Gesetze, welche die *Form* und das *Wesen* der Regierung bestimmen, dadurch, daß sie constitutionelle sind, auch schon *gute* seyen? In welchem Verhältnisse die *Constitutionsurkunden* zu den wirklichen *Verfassungen* stehen, welche in einer gegebenen Zeit in den sogenannten constitutionellen Staaten vorwalten? „Der Unterschied dieser Urkunde und der wirklichen Verfassung liegt schon darin am Tage, daß, wenn jene etwas enthalten sollten, was der Natur der Dinge in Sachen der Regierung entgegen ist, auf sie keine Rücksicht genommen werden kann. Selbst wo dieß nicht der Fall ist, kann die Urkunde in ihrem Verhältnisse zu der wirklichen Verfassung immer nur in dem Lichte eines Abrisses betrachtet werden, an welchem man die Beschaffenheit des zu Stande gebrachten Gebäudes prüfen kann; das Interesse der Gesellschaft ist aber nicht, solche Urkunden zu haben, sondern nach guten Gesetzen regiert zu werden. — Es ist endlich Zeit, daß dem Geschrey über Constitutionen ein Ende gemacht werde. Man vereinige sich über das, was den bisherigen Constitutionen zur Vollständigkeit gefehlt hat; aber man behaupte nicht länger, daß es nichtconstituirte Reiche gebe. *Jedes Reich ist constituirte*. Ob *gut* oder *schlecht* constituirte — darüber läßt sich streifen: ob constituirte schlechtweg, ist hingegen kein Gegenstand einer Frage, weil diese schon durch das bloße Daseyn eines Reichs beantwortet ist. Eben darum ist der Unterschied, den man zwischen einem *absoluten* und *constitutionellen* Monarchen macht, durchaus unzulässig; denn alle Monarchen ohne Ausnahme sind constitutionelle, weil sie gar nicht Monarchen seyn können, als in Kraft der Constitution. Unstreitig sind sie nicht alle auf gleiche Weise constitutionell; allein dieß schadet der Behauptung nichts, weil die Species die Natur des Genus durchaus nicht aufzuheben vermag.“ Hr. B. fährt nun fort die Unmöglichkeit einer Theilung und eines Gleichgewichtes der Gewalten zu erweisen. Er argumentirt aus dem Wesen des Begriffes: *Gewalt*. „Gewalt schließt in sich Willen und Kraft; beyde Bestandtheile sind der Gewalt gleich nothwendig. Trennt man den einen von dem andern, so ist die Gewalt vernichtet, weil diese auf der Vereinigung des Willens mit der Kraft beruht. Da

der von der Kraft geschiedene Wille eben so ohnmächtig und nichtig seyn würde, als die von dem Willen geschiedene Kraft: so ist jede Absonderung der Regierung in zwey verschiedene Gewalten, von welchen die eine die gesetzgebende, die zweyte die vollziehende genennet wird, in sich selbst absurd. Eine *gesetzgebende Gewalt* ist keine Gewalt, sie ist vielmehr ein Wille ohne Kraft, d. i. Ohnmacht. Eine *vollziehende Gewalt* ist keine Gewalt, sondern eine Kraft ohne Willen, und diese wird Schwere genannt. Eben also, weil die Gewalt aus Willen und Kraft zusammengesetzt ist, ist die Regierung zugleich gesetzgebende und vollziehende Gewalt. Wenn man demnach, um die Hervorbringung des öffentlichen Willens oder des Gesetzes zu sichern, in dem einen und dem andern Reiche seine Zuflucht zu einem Repräsentativ-System genommen hat: so ist dieß nicht in der Absicht geschehen, die eine Gewalt der andern gegen über zu stellen, um die eine durch die andere zu beschränken, sondern um das ganze Regierungssystem zu sichern, und der einigen Gewalt, ohne welche der Staat nicht bestehen kann, eine zuverlässigere Grundlage in der Harmonie des Volkswillens mit dem Willen der Regierung zu geben. Ein solches Verfahren mag (?) Lob und Beyfall verdienen, und unter gewissen (?) Umständen sogar nothwendig und unerläßlich seyn, aber es folgt daraus nicht, daß man es richtig erklärt, wenn man von dem Scheine getäuscht, in dem Repräsentativ-System eine hinzugekommene Gewalt darstellt, und das Daseyn dieser Gewalt zur Bedingung nicht nur einer guten, sondern einer Constitution überhaupt macht.“ Wer wird in diesen Sätzen den Verf. des so häufig angefochtenen *neuen Gravitationsystems* und *Leviathans*, der *neuen Theorie der politischen Welt* und des *Hermes* verkennen? Wer kann aber auch läugnen, daß Hr. B. in diesem, so wie in allen folgenden Aufsätzen dem *Wesen* nach treu blieb jenen Grundsätzen, welche er 1802 schon aussprach, und die trotz allen vergeblichen Versuchen, sie zu widerlegen, nun um so richtiger erscheinen, da sie durch die seit den letzten 15 Jahren gemachten Erfahrungen durchgängig bestätigt wurden. Daß diese Erfahrungen auch manches in den Meinungen des Hrn. B. berichtigten, zeigt sein verändertes Urtheil über Buonaparte's Charakter und Regierungssystem, welches freylich mit der S. 203 u. f. des *neuen Leviathan* versuchten Darstellung des Buonapartischen Ideals in Beziehung auf den fr. Staat in einem auffallenden Contraste steht. Aber anders konnte und mußte man 1805, und anders in unseren Tagen *urtheilen*, weil die Prämissen sich gewaltig geändert. Hr. B. konnte sein *Urtheil* ändern, ohne darum seine Grundsätze

aufzugeben, die das Resultat der Geschichte, und keineswegs einer bloßen metaphysischen Speculation sind, und gerade durch den Erfolg der Politik und des Regierungssystems Buonapartes in den letzten 10 Jahren, als consequent bewährt wurden, wie wir im Verfolg dieser Abhandlung sehen werden, bey welcher wir absichtlich noch etwas länger verweilen. — An die Stelle der bisher allgemein geltenden, und von Hrn. B. als unhaltbar dargestellten Theorie versucht der Hr. Verf. eine neue haltbarere in ihren Grundzügen wenigstens zu entwickeln. Er zeigt vorläufig, wie die Lehre von der Theilung und dem Gleichgewichte der Gewalten entstanden, und welche schädlichen Folgen aus dieser Lehre hervorgingen. Wir wollen aus dem darauffolgenden äußerst anziehenden und gründlichen Raisonement nur eine Stelle ausheben, welche zugleich darthut, daß der Hr. Verf. sein früher (im neuen Leviathan) ausgesprochenes Princip der *absoluten Einheit* der Regierung, in allen ihren Functionen durch die Zuthat eines ihr wesentlich inwohnenden zweyten Charakters, nach dem Zeitbedürfnisse modificirt habe. „Die Bestimmung einer Regierung kann nie eine andere seyn, als den *allgemeinen Willen hervorzubringen und geltend zu machen*. Um dem ersten Theil ihrer Bestimmung genügen zu können, muß die Regierung eine *gesellschaftliche* seyn, d. h. sich mit den Bedürfnissen der Gesellschaft sowohl im Allgemeinen als im Einzelnen beschäftigen; und um dem zweyten Theile ihrer Bestimmung genug zu thun, muß sie eine *einige* seyn, um der Kraft willen, deren sie zur Aufrechthaltung der Gesetze bedarf. *Gesellschaftlichkeit* und *Einheit* sind demnach die Charaktere der Regierung, und sind es in einem so hohen Grade, daß es unmöglich ist, sie ganz zu verdrängen. „(Dieß wird durch die Zergliederung des Wesens der sogenannten republikanischen und monarchischen Formen erläutert.) „Indem aber Einheit und Gesellschaftlichkeit die Grundcharaktere der Regierung sind; muß sie für ihre Organisation solche Grundsätze annehmen, welche diesen Charakteren entsprechen, nicht solche, wodurch sie sich davon lossagen würde. Da nun bey einer Theilung der Gewalten jene Grundcharaktere nicht bloß verletzt, sondern ganz verwischt werden würden: so kann diese Theilung, wenn sie auch (was nicht der Fall ist) in sich selbst möglich wäre, nicht Statt finden. Ein König, der sich gefallen ließe, nichts weiter zu seyn, als der Wächter und Zusammenhalter der sogenannten Constitution, würde eher alles in der Welt, als ein wirklicher König seyn. Alle Versuche, die man bisher gemacht hat, die

Gewalt eines Königs zu beschränken, haben sich immer damit geendigt, daß dieselbe vermehrt worden ist. Man folge diesem Winke der Natur, und man wird nicht verfehlen die Entdeckung zu machen, daß gerade in der unbestrittenen Macht des Königs die sicherste Garantie für ihre Moralität liegt. Nicht in der Centralisation der Macht ist der Despotismus enthalten, wie so viele glauben, wohl aber in dem Mangel solcher Einrichtungen, welche dem Willen des Monarchen allein die allgemeine Nützlichkeit geben können, die den Charakter des guten Gesetzes ausmacht. Hiernach nun lautet die Formel, für neue politische Schöpfungen nicht, wie die Publicisten seit ungefähr fünfzig Jahren sagen: *Theile die Gewalten und bringe sie ins Gleichgewicht*; sondern sie lautet, sowohl für jetzt, als für alle Zeiten: *Centralisire* und *socialisire*. Die königliche Macht ist eben sowohl eine gesetzgebende, als eine vollziehende, weil sie, wenn sie nur das eine oder das andere wäre, gar nichts seyn würde; aber um mit Erfolg eine gesetzgebende zu seyn, bedarf sie der *Unterstützung der ganzen Nation*, die sie nur in einem Repräsentativ-System finden kann.“ — Die Quelle der Irrthümer von Theilung und Gleichgewicht der Gewalten, von constituirten Reichen, im Gegensatz von solchen, die es nicht sind, (von welchen man sagen sollte, daß ihr Regierungssystem schlecht oder unvollständig sey,) findet der Hr. Verf. in der falschen Interpretation des Eigenthümlichen der englischen Regierung, die durch die Urtheile einiger Franzosen, besonders *Montesquieu's* und *de Lolme's* gleichsam authorisirt war. Die Untersuchung über das eigentliche Wesen der englischen Staatsverfassung, ist die gelungenste, und die darin ausgesprochenen Ansichten sind die richtigsten, welche wir bis jetzt über diesen so häufig besprochenen Gegenstand gelesen haben; sie sind die Frucht eines tiefen Studiums, und einer genauen Aufmerksamkeit auf das eigentliche innere Leben des englischen Staates. Der Hr. Verf. schließt seinen trefflichen Aufsatz mit den Worten: „das Starke beruht nur auf der Einheit, diese ist aber nur insofern gesichert, als der National-Wille der Wille der Regierung, und umgekehrt, der Wille dieser, der National-Wille ist. Beyde Willen werden vermittelt durch das *National-Conseil*, ohne daß dieses als eine besondere Macht oder Gewalt dastehe, in welcher Eigenschaft es nie das geringste leisten kann; und die Aufgabe für alle, das National-Conseil betreffende Gesetze, besteht gerade darin, zu verhindern, daß es keine besondere Macht oder Gewalt werde.“

(Die Fortsetzung folgt.)



## Allgemeine Literaturzeitung.

N<sup>ro</sup>. 42.

Freitag den 26. May.

1815.

## Theologie.

*Beytrag zur Homiletik, nebst einer Abhandlung von der Beredsamkeit des Chrysostomus.* Von D. Johann Georg Rosenmüller, Professor Primarius der Theologie und Superintendenten zu Leipzig. *Das Wissen blähet auf, aber die Liebe bessert.* 1. Kor. 8, 1. Leipzig 1814 bey Johann Ambros Barth. 10 Bogen in 8.

Unter diesem Titel erwartete Rec. auserlesene Bemerkungen zum Behuf der Beredsamkeit des Religionslehrers, fand aber nur einige nahe liegende Warnungen vor den Fehlern, die zum Theil vormahls üblich waren, und zum Theil in unsern Zeiten hier und da, und zwar in den Umgebungen des Hrn. Verfassers häufiger begangen werden. Hr. Rosenmüller beginnet damit, daß er eingestehet, die Geringschätzung des öffentlichen Gottesdienstes in unserem Zeitalter möge zum Theil auch wohl von der Art zu predigen herrühren; daher er auf einige sehr gewöhnliche Fehler aufmerksam machen, und Vorschläge zur Verbesserung thun will, von welchen letzteren aber nur wenige vorkommen, wenn nicht schon die Rüge der Fehler, wie es scheint, für indirecte Vorschläge zur Verbesserung, zu nehmen ist. Die natürliche Ordnung der Bemerkungen ist nicht streng beobachtet. Sie sind unter einander nur locker verbunden, und entsprechen auch nicht alle zunächst den drey Aufschriften, unter welchen sie stehen, nämlich: 1. *Hindernisse der Wirksamkeit der Predigten*; 2. *Inhalt der Predigten*; 3. *Form der Predigten*. Doch hiermit wollen wir uns nicht weiter befassen, sondern sogleich zu dem Inhalte übergehen.

Um die *Wirksamkeit* der Predigten zu befördern, wird vor allem erfordert, daß der Prediger für alle Zuhörer verständlich rede. Die hier eingemengte Klage, daß viele, nicht nur vornehme, sondern auch gemeine Leute, die Predigten nicht besuchen, scheint zu verstehen zu geben,

Fünftes Heft.

daß wohl auch die, für viele unverständlichen Predigten Anlaß hierzu geben mögen. Denn Hr. Rosenm. kehret nach dieser Abschweifung sogleich wieder zu seinem Thema zurück, und erinnert, daß der Prediger, um für alle verständlich zu reden, auf die Verschiedenheit seiner Zuhörer Rücksicht nehmen müsse. Schon die große Verschiedenheit der Zuhörer macht allgemeine Verständlichkeit sehr schwer, hierzu trägt aber auch noch manches bey, daß der Prediger nicht die freye Wahl seines Stoffes hat, sondern an die Sonn- und Feyertags - Perikopen der Evangelien beschränkt ist. Hierauf wird der Ursprung und die ganze Geschichte dieser Perikopen erzählt, woraus von sich selbst hervorgehet, daß sie abgeschafft, oder mit anderen Stücken vertauscht, und dem Prediger eine freye Wahl gestattet werden sollte, wie auch wirklich in Sachsen hierin eine große Veränderung gemacht worden ist. — Um die Wirksamkeit der Predigten zu befördern, erinnert Hr. R., sey jede Predigt auf das fleissigste auszuarbeiten, welches aber leider häufig unterbleibt. Wenn man bedenkt, wie sorgenlos die meisten Predigten entworfen, wie wenig sie ausgearbeitet und ausgefeilt werden, so muß man erstaunen, wie Prediger, die sich schon wegen ihres Amtes immer mit Betrachtungen über die Anwendung der Sittenlehre abgeben müssen, vergessen können, daß es nicht bloß darauf ankomme, seine Pflicht, wie immer, zu erfüllen, folglich wie immer zu predigen, sondern vorzüglich darauf, seine Pflicht auf die beste Art und nach allen seinen Kräften zu erfüllen, folglich auch die Predigten auf das fleissigste auszuarbeiten wobey sich jeder erinnern sollte auf dem Spruch: *wem vieles gegeben ist, von dem wird auch vieles gefordert werden.* — Hr. R. schlägt bey dieser Gelegenheit vor, die auf diese Art fleissig ausgearbeitete Predigt nach 5 bis 10 Jahren wieder vorzunehmen, sie nach den dermahligen Bedürfnissen der Zuhörer umzuarbeiten oder zu verbessern, und so verbessert und vollkommener wieder auf die Kanzel zu bringen, wo sich dann kein Zuhö-

rer mehr erinnern wird, sie schon einmahl gehört zu haben, wie der Hr. Verf. aus eigener Erfahrung weiß; wozu noch kommt, daß gerade auf diese Art manche Wahrheiten und Pflichten, wie es nöthig ist, öfter und immer nachdrücklicher wiederhohlet und eingeschärft werden können.

Der *Inhalt* der Predigten muß, nach der allgemeinen Uebereinstimmung, *erbaulich* seyn, welches aus dem N. T. entlehnte Wort Hr. Rosenmüller nach Luthers Uebersetzung als gleichvielbedeutend mit *besserend* nimmt. Diese Bedeutung schiekt sich zwar ganz gut zu 1. Kor. 8, 1. 14, 12.; aber aus 1. Kor. 14, 1 — 12. gehet doch hervor, daß *οικοδομειν* und *οικοδομη* in dieser bildlichen Bedeutung ganz vorzüglich von Belehrung und Unterricht gebraucht wird, mit welchem es sogar 1. Kor. 14, 19. (*καταχρησα*) abwechselt. Der Hauptbegriff dieses Wortes wird also doch die Belehrung, der heilsame Unterricht seyn, der zur Besserung führt. Hr. R. scheint dieses selbst gefühlt zu haben, indem er in der, S. 35 hinzugesetzten Erklärung die Belehrung obenansetzt, und schreibt: „man *erbauet* also andere Menschen, wenn man zur Berichtigung und Vermehrung ihrer *Religionskenntnisse* und zu ihrer sittlichen Besserung beyträgt; und der Prediger *erbauet* seine Zuhörer, wenn er ihnen Wahrheiten vorträgt, welche dazu dienen, *ihren Verstand aufzuklären*, ihre Gesinnungen zu veredeln, und sie des Trostes und der Gemüthsruhe fähig zu machen, welche das Christenthum seinen ächten Bekennern verheißt; folglich *lehren*, ermahnen, warnen und trösten.“ — Dagegen stellet nun Hr. R. die zwar hochtrabenden aber eben nicht mehr sagenden Hochschriften der neuen Mystiker, daß die Predigt es nicht mit dem Verstande und auch nicht mit dem Herzen, sondern mit dem Gemüthe zu thun habe, und alle Kräfte des Geistes beschäftigen müsse, indem nicht Sittlichkeit und Tugend, sondern Religion das Höchste sey, als ob wer zum Verstand und Herzen redet, nicht auch zu dem Gemüthe redete, und als ob nicht gerade Sittlichkeit und Tugend das Höchste in der Religion wäre. Hr. R. führt hiervon sehr vieles an, und redet mitunter auch davon, daß jetzt so manche sonst achtungswerthe Schriftsteller die Religion in eine heilige Poesie umschaffen wollen. Der Hr. Verf. hat Recht, wenn er hoffet, diese neue Scholastik werde über kurz oder lang wieder untergehen; wahrlich ein Kartenhaus, welches der nächste Luftzug umblasen wird. — Hr. Rosenmüller führt auch den nun wohl schon veralteten Irrthum an, daß die Predigten dogmatisch seyn sollen, worauf man aber bald, wie dieses häufig zu geschehen pflegt, auf das andere Aeuferste übergeng, und nur moralische Predigten hören

wollte, Blieben doch die Prediger immer bey dem Evangelium, so würden sie nicht so hin und her schwanken, sondern immer Moral und Glaubenslehre vereinigt vortragen; denn die Beweggründe zur Befolgung der Sittenlehre müssen doch immer vorzüglich aus der Dogmatik hergenommen werden. Hr. R. schreibt hiervon S. 53: „darin besteht eben der große Vorzug der christlichen Moral vor der philosophischen, daß sie dergleichen Beweggründe und Hilfsmittel enthält;“ wir würden sagen, daß sie die *mächtigsten* und *wirksamsten* Beweggründe enthält; denn Beweggründe überhaupt hat doch auch jede philosophische Moral (nämlich den Nutzen, die Ehrbarkeit, und die Schönheit der Tugend); nur lehret die leidige Erfahrung, daß diese für den schwachen gebrechlichen Menschen, besonders in sehr lockenden Gelegenheiten zur Sünde, nie oder doch sehr selten wirksam genug sind. Kant hat zwar nur den einzigen Beweggrund: *weil die Vernunft sagt: du sollst*, gelten lassen wollen, aber doch anderen von der Glückseligkeit hergenommenen Beweggründen die Hinterthür aufschliessen müssen. Hr. R. unterscheidet mit Recht den groben Eudämonismus von dem edleren und moralischen; von beyden sagt er, muß der Prediger Gebrauch machen, aber doch, wie sich von selbst versteht, mehr vom letzteren als vom ersten. Gewiß, der Eudämonismus ist dem Menschen wesentlich; der Trieb nach Glückseligkeit ist in dem Menschen unvertilgbar, und wirkt in ihm unaufhörlich und unwiderstehlich; der Mensch kann ihn nur, und soll ihn auch veredeln, moralisch bilden, und in Sittlichkeit und Tugend seine höchste Glückseligkeit suchen. Das N. T. hat dieses unauslöschliche Verlangen des Menschen auf moralische Glückseligkeit geleitet, nimmt aber doch nebenbey oft auch auf äußerliche Glückseligkeit Rücksicht, und so muß auch der Prediger verfahren. Dieses stimmt mit der Natur überein; denn es kann doch nicht geläugnet werden, daß, wie Hr. Rosenmüller S. 57 schreibt, „der arbeitsame, fleissige, geschickte, ehrliche, bescheidene, menschenfreundliche Christ immer glücklicher ist als der Faule, Unordentliche, Verschwender, Betrüger, Stolze, Wollüstige und Ueppige,“ und wir setzen hinzu, daß selbst der unglückliche Tugendhafte im Vergleich mit dem unglücklichen Lasterhaften, durch seine innerliche Beruhigung und Ergebung in Gottes Schickungen, noch immer einen großen Vorzug hat, indem er ingedenk ist, was geschrieben steht: *alle Schickungen Jehova's sind Liebe und Güte für die, welche seinen Bund und seine Gebote beobachten* Ps. 22, 10., und: *denen, die Gott lieben, dienet alles zum Besten*, — Endlich kommt der Hr. Verf. auf dasjenige, was

ihm das Wichtigste in dieser Schrift gewesen zu seyn scheint, daß nämlich der Prediger auch schädliche Vorurtheile und praktische Irrthümer, welche aus unrichtigen Erklärungen gewisser Dogmen entstanden sind, auf eine behutsame Weise widerlegen soll, womit Hr. Rosenm. nicht Polemik einführen will, sondern sich nur den Weg bahnet, die einstens Luthern so theure Lehre vom *Glauben an Christum ohne Verdienst der Werke* zu erklären. Diese Erklärung des Hrn. Verf. ist nicht nur für Protestanten wichtig, sondern in einer gewissen Hinsicht auch für Katholiken merkwürdig; denn es ist bekannt, welches Gewicht auf die neue Einkleidung der Lehre von der Rechtfertigung vormahls von sehr vielen gelegt wurde, und wie hernach Theologen von beyden Seiten die ganze Verschiedenheit für einen bloßen Wortstreit erklärt haben, wie schon Bertieri in seiner *Theolog. Dogmat. in systema redact. Viennae. 1777* p. 657 — 659 angemerkt hat. In neuesten Zeiten hat der sonst streng lutherisch-orthodoxe Verfasser der Abhandlung *über die Bildungsgeschichte unserer (lutherischen) orthodox-symbolischen Lehr-Form von der Rechtfertigung in Flatts Magazin für christliche Dogmatik und Moral* 1. St. S. 231 aufrichtig gestanden, daß diese Theorie der Rechtfertigung sogleich Anfangs, nicht nur von Unwissenden, sondern auch von Predigern sehr häufig mißverstanden und für das thätige Christenthum höchst verderblich wurde; und er wünschet S. 237, daß man sich deutlicher erkläre, und selbst die Gefahr nicht geachtet hätte, der alten (katholischen) Lehr-Form allzu nahe zu kommen. Wie sich nun hier Hr. Rosenmüller über dieses Mißverständniß, als ob der Glaube allein alles ausmache, und die Tugend keinen Werth vor Gott hätte, erklärt, und die dahin gezogenen Stellen des Briefs an die Römer auslegt: so ist zwischen der katholischen und protestantischen Theorie der Rechtfertigung kein reeller Unterschied; die von Hrn. Rosenm. gegebenen Erklärungen des Briefs an die Römer wird jeder Katholik unanstoßig finden, daß also nichts als ein Wortstreit, wenn ja noch ein Streit seyn soll, übrig bleibt. Indessen muß dieses Mißverständniß noch sehr herrschend seyn, weil sich Hr. Rosenmüller so viele Mühe gibt, die Sache in ein helleres Licht zu stellen, und die Prediger hiervon zu überzeugen, damit sie nicht durch dieses Mißverständniß die Wirksamkeit ihrer Reden schwächen. In dieser Rücksicht verdient diese kleine Schrift, auch von katholischen Theologen gelesen zu werden, und dieß war der Beweggrund, der uns zu dieser kurzen Anzeige bestimmt hat. Gerne würden wir Hrn. Rosenmüllers lichtvolle Er-

klärung jener Stellen des Briefs an die Römer hier anführen, wenn es der Raum gestattete, doch können wir den Schluß nicht übergehen, wo Hr. Rosenmüller schreibt: „ich habe mich etwas länger, als Manchen nöthig scheinen möchte, bey der Erklärung dieser Stellen verweilet, weil sie *nur gar zu oft* unrichtig verstanden und gemißbraucht werden. Auch Reinhard scheint den Sinn der bisher erklärten Stellen nicht richtig gefaßt zu haben, wie den die symbolischen Bücher einen zu großen Einfluß auf seine Exegese hatten, wie aus manchen seiner Predigten erhellet.“ — Diese Erklärung Rosenmüllers ist der am fleissigsten ausgearbeitete Theil dieser kleinen Schrift, woraus man fast schliessen möchte, dem Hrn. Verfasser sey es eigentlich nur um die Bekanntmachung dieser Erklärung zu thun gewesen, welche er aber nicht so ganz einzeln in die Welt hinausschicken wollte, daher er seine übrigen Bemerkungen über die Predigten beygefügt habe.

Unter der Aufschrift von der *Form* der Predigten handelt Hr. Rosenmüller folgende Fragen ab: ob jemand, ohne Unterricht in der Homiletik genossen zu haben, ein guter Kanzelredner werden könne; ob die Philosophie (aber nicht die neue speculative Philosophie) dem Prediger große Hilfe leiste; was zur Popularität erfordert werde; ob das Lesen der alten Redner, vornehmlich des Demosthenes und Cicero, einen guten Prediger bilde; ob in Städten und vorzüglich in Universitätskirchen eine höhere Sprache und Schreibart zu gebrauchen sey; und wie zu declamiren sey. Ob alle diese Fragen gerade zu der *Form* einer Predigt zu rechnen seyen, wollen wir nicht untersuchen.

Die angehängte Abhandlung von der Beredsamkeit des Chrysostomus verdient gelesen zu werden. Es werden, nach einer gedrängten Lebensbeschreibung des Chrysostomus, nicht nur die Vorzüge, sondern auch die Fehler, die in den Reden dieses christlichen Demosthenes bemerklich sind, und überhaupt die Beschaffenheit seiner Predigten angegeben.

n. a. T.

### Staatswissenschaften.

*Journal für Deutschland, historisch-politischen Inhalts. Herausgegeben von Friedrich Buchholz, etc.*

(Fortsetzung.)

Die hier im Auszuge mitgetheilten Grundsätze sind die Grundlage, auf welche Hr. B. alle

nun folgenden Betrachtungen über eine National-Repräsentation gebaut hat. Dafs sie neu sind, und von dem Hrn. Verf. zuerst aufgefunden wurden, ist ausgemacht; auch das aus frühern Schriften des Hrn. Verf. Wiederholte ist hier mit neuen Ideen vermehrt, und aus veränderten Gesichtspunkten betrachtet, wiedergegeben.

Die weitläufigere Inhalts-Anzeige des Januarheftes ist hinlänglich, um den eigentlichen Geist und Charakter dieses Journals zu bezeichnen. Wir können uns nun in Rücksicht der drey folgenden Hefte um so kürzer fassen.

*Monath Februar. Auszüge aus Labaume's Bericht. Fortsetzung.* (S. 129 — 183.) Abzug von Moskau — Schlacht bey Malo - Jaroslawetz — Rückmarsch nach Smolensk — Uebergang über den Wop — Ankunft in Smolensk — Schlacht bey Krasnoi.

*Worauf beruht die Nützlichkeit einer National-Repräsentation?* (S. 184 — 203.) Die im Januarhefte enthaltenen Betrachtungen über das Wesen der Regierung sind die Prämissen zu den hier mitgetheilten Ansichten von dem Wirkungskreise und Nutzen einer Nationalrepräsentation. „Ist das Wesen der Regierung nothwendig zusammengesetzt aus den beyden Charakteren der Gesellschaftlichkeit und Einheit: so kann die National-Repräsentation sich nur auf den ersten dieser Charaktere beziehen, und ihre Bestimmung nie eine andere seyn, als bey der Hervorbringung der Gesetze zu concurriren; damit sie jenen Grad von Nützlichkeit erhalten, der ihre Vollziehung sichert. In Hinsicht der Gesetzgebung darf die Regierung nicht *centralisirt* seyn, weil bey Hervorbringung der Gesetze alles auf ihre Angemessenheit ankommt. Ist sie es dennoch, so wird es niemahls fehlen, dafs sie sich in ihrer Hauptverrichtung übereilt: und diefs wird um so nothwendiger erfolgen, je gröfser das Reich ist, und je verschiedenartiger die Bestandtheile desselben sind. Die *Centralisation* bezieht sich immer nur auf die *Vollziehung* der Gesetze, wo es einer gröfseren Autorität bedarf, welche ohne *Centralisation* nicht denkbar ist. — Die Quelle des Despotismus ist nicht in *Centralisation* der Macht, Gesetze zu vollstrecken, wohl aber in der Macht Gesetze zu geben, zu suchen. Wenn die letztere Macht sammengehäuft ist auf den Häuptern einiger wenigen Individuen, so haben die Regierten die möglichst geringste Garantie, dafs sie Gesetzen gehorchen werden, welche ihnen wahrhaft nützlich sind; die Regierung selbst verliert an ihrem Ansehen, weil sie, sobald die Nichtvollziehbarkeit ihrer Willen am Tage liegt, genöthigt ist, zu Erklärungen und Modificationen ihre Zuflucht

zu nehmen, die in der Regel, von den Gesetzen nichts übrig lassen, als die Erinnerung an ihr verschwundenes Daseyn. Die in dem Gesetzgebungsgeschäfte nothwendigen Pausen, um vor Uebereilung zu bewahren, werden nur dadurch herbeygeführt werden können, wenn der Nation in ihren Repräsentanten Theilnahme an der Gesetzgebung gestattet wird.“ Der Raum gestattet uns nicht die Ideen des Herrn Verfassers über diese wichtige Materie hier vollständiger zu entwickeln: es ist hinlänglich, wenn wir unsere Leser, auf den Nutzen aufmerksam machen, welcher nach der Ansicht des Herrn Verfassers aus der Theilnahme des Volks an dem Gesetzgebungsgeschäfte entspringt. Einmahl wird durch das Daseyn einer Nat. Repr. die Gesellschaft vor *überflüssigen* Gesetzen bewahrt: zweytens wird durch sie die *Souveränität* des Fürsten erhöht: sie ist endlich die Vollendung des *erblichen Systems* in Europa. „Die Anhänger der strengen Monarchie, (und Widersacher der National-Repräsentation) bedenken nicht, sagt Hr. B., dafs die Souveränität nie in dem Sinne statt gefunden hat, worin sie das Wort nehmen; denn nie konnte der Regent seinen individuellen Willen als den allgemeinen ausbringen und vollziehen, nie war das Gesetzgebungsgeschäft in dem Grade centralisirt, dafs nicht noch Andere (Minister, Rätthe etc.) daran Antheil genommen hätten. Alle Regenten ohne Ausnahme, besonders die Einsichtsvollsten unter ihnen, haben gefühlt, dafs nichts so schwierig sey, als gute Gesetze hervorzubringen: daher haben sie nie Bedenken getragen, diejenigen um sich zu versammeln, von welchen sie den meisten Beystand bey diesem bedenklichen Geschäfte erwarteten. Glaubten sie nun, ihrer Souveränität hierdurch keinen Abbruch zu thun: wie sollte ihr denn dadurch Abbruch geschehen, dafs sie alle diejenigen um sich versammeln, welche die öffentliche Stimme als Solche bezeichnen, die eines solchen Vertrauens würdig sind?“ Auch kommt es bey der Gründung einer National-Repräsentation nie darauf an, die Gesetzgebung dem Regenten zu entziehen, und (wie Viele meinen) dem Corps der National-Repräsentanten eine Gewalt zu ertheilen, welche als eine feindliche, der Gewalt des Regenten gegenüberstände. Theilnahme an der Gesetzgebung schliesst nie die ganze Gesetzgebung in sich.“ Das Verhältnifs zwischen dem Regenten, und dem Volke in Beziehung auf das Gesetzgebungsgeschäft wird dadurch gegeben, dafs dem Regenten die Initiative und die Promulgation, dem Volke in seinen Repräsentanten die Ausbildung und Sanction ertheilt wird. Dadurch wird eine

Harmonie des Volkswillens mit dem Willen des Regenten allein möglich, und durch sie die Macht des Regenten auf den höchsten Punkt geführt. Europa kannte keine ohnmächtigeren Regenten auf dem großbritannischen Throne, als die Stuarthe, und wie groß ist die Macht der Regenten aus dem Hause Braunschweig? — Vortheile von nicht geringerer Erheblichkeit, welche mit der Einführung einer *Nat. Repr.* verbunden sind, sind folgende: für die *Regierten*: die *Nat. Repr.* erweckt einen aufgeklärten Patriotismus, der immer nur insofern statt findet, als er aus der Ueberzeugung hervorgeht, daß man nach wahrhaft guten Gesetzen regiert wird; für die *Regierung*: sie wird mit allen Individuen von vorzüglicher Fähigkeit bekannt, befindet sich nie in Verlegenheit, wenn es darauf ankommt, einzelne Zweige der Verwaltung mit ausgezeichneten Männern zu besetzen. Da, wo es keine *Nat. Repr.* gibt, bleiben viele Kräfte unentwickelt, oder wenigstens unbenutzt. Es ist beynahe unmöglich, daß da, wo nur von Administration die Rede ist, sich große und vorzügliche Geister, wie sie für die höhern Sphären der Regierung erforderlich sind, bilden können. Die Folge davon ist, daß es in einem solchen Reiche in der Regel auch keine hervorragenden Staatsmänner gibt, keine Männer, welche Gegenstände eines großen Vertrauens sind, und in kritischen Lagen einer großen Autorität genießen. — „Wo neben einer Administration eine National- Repräsentation steht, da erziehen sich beyde gegenseitig, wie Bäume, die mit einander aufwachsen, und die glückliche Folge davon ist, daß in jeder Beziehung mit besserem Erfolge regiert wird, während die vereinzelte Kraft sich leicht vernachlässigt, und zur bloßen Schwerkraft herabsinkt.“

*Ueber Chateaubriand's letzte Schrift*: Politische Betrachtungen über einige Schriften des Tages, und über den Vortheil der sämmtlichen Franzosen. (S. 204 — 238). Diese Gelegenheitsschrift ist wahrscheinlich in den Händen der Meisten unserer Leser. In dem vorliegenden Aufsatz finden sie eine eben so scharfsinnige als gründliche Beurtheilung dieses glänzenden Produkts der französischen Dialektik, das mehr beygetragen hat, den Ruhm *Chateaubriand's* zu erhöhen, als den edlen Zweck des Verf. zu befördern, nämlich: Frankreich über das Einzige zu belehren, was daselbst Noth thut, und der Sache des Königs Kraft und Stärke zu verschaffen. Die Sophismen *Chateaubriand's*, wie früher jene *Carnot's* gaben *Hrn. B.* Gelegenheit manche neue Ideen zu entwickeln, welche mit den in frühern Aufsätzen ausgesprochenen Grundsätzen, das Wesen der Regierung

und das Verhältniß einer National- Repräsentation zur obersten Gewalt betreffend, folgerecht zusammenhängen. Die Betrachtung über *Montesquieu's* Idee: Ehre sey das Princip der Monarchie, Tugend jenes der Republik, und seine irrigo Ansicht von dem Geburtstadel, von welcher sich auch *Chateaubriand* verführen liefs, ist zwar nicht neu, aber am gehörigen Orte, und gerade jetzt zur rechten Zeit wieder zur Sprache gebracht.

*Ueber das Verhältniß der Kirche zum Staat in den protestantischen Reichen.* (S. 239 — 260) Wahrscheinlich veranlaßt durch den neuesten Versuch, nicht bloß die Kirchenzucht, sondern das innere Wesen der protestantischen Kirche in den preussischen Staaten einer Reform zu unterziehen. Der Hr. Verf. erklärt sich bestimmt gegen jede Veränderung in der, gegenwärtig in Norddeutschland bestehenden, Organisation der Kirche, vorzüglich gegen die Einführung einer geistlichen Hierarchie. Er sieht in der gegenwärtigen Verfassung die Grundlage der höhern geistigen Cultur des nördlichen Deutschlands, und fürchtet sowohl für diese, als für die Religion selbst, wenn man jene Verfassung zerstörte. „Kein größerer Wahn, sagt der Verf. ganz richtig S. 257., als wenn man sich einbildet, den gesellschaftlichen Zustand durch gewisse Modifikationen des Kirchenwesens verbessern zu können! Dieß ist in sich selbst unmöglich, und kann immer nur insofern geschehen, als die Hindernisse weggeschafft werden, welche die Organisation der Kirche in den Weg legt; also auf eine bloß negative Weise. Wenn man sagt: die Kirche liegt im Argen, und leistet nicht, was sie leisten sollte: so irrt man auf eine doppelte Weise; einmahl, indem man sich die Kirche als etwas denkt, das von dem Ganzen der Gesellschaft verschieden ist, zweytens, indem man ihr eine Kraft zuschreibt, welche sie nie gehabt hat. Die Kirche liegt nothwendig im Argen, wenn die ganze Gesellschaft darin liegt; aber sie liegt nie im Argen, wenn dieß nicht mit der Gesellschaft der Fall ist. Jede Kirchen- Reform, welche nicht zugleich eine Reform der Gesellschaft ist, muß als das eitelste und vergeblichste Ding betrachtet werden; kommt es aber auf eine Reform der Gesellschaft an, so läßt sich diese immer nur auf einem Wege bewirken, nämlich auf dem *der Verbesserung der organischen und bürgerlichen Gesetze*; ein Werk, womit die Geistlichkeit, dem allgemeinen Eingeständnisse zufolge, nichts zu schaffen hat. Sie mache den Staatsbürger vertraut mit dem göttlichen Gesetze, und lehre ihn, in der freyen Unterordnung unter dasselbe die Gründe zur Achtung gegen das gesellschaftliche Gesetz aufzufinden; aber nie wolle

sie Theil haben, an Gesetzgebung und Vollziehung der Gesetze, weil dieß ihrer Bestimmung schnurstracks entgegen ist. Sie strebe eben deswegen auch nie nach Rang und Titeln und Auszeichnungen irgend einer Art; denn alles was ihr davon zu Theil wird, dient nur, sie irre zu leiten über ihren wahren Beruf, der immer nur insofern ein göttlicher ist, als sie selbst in der Anschauung des Universums und dessen ewiger Gesetzgebung lebt, und alles gering achtet, was derselben Abbruch thut.“ Die historischen Betrachtungen über das Verhältniß der christlichen Kirche zu den Staaten in den verschiedenen Jahrhunderten unserer Zeitrechnung, vorzüglich über Gregor VII. Zeitalter, dann über die Ursachen der Reformation, gehören, so gedrängt sie sind, zu dem Gelungensten, was sich Rec: über diesen Gegenstand gelesen zu haben erinnert.

*Monath März. Auszüge aus Labaume's Bericht. Beschluß.* (S. 261 — 303.) Uebergang über die Beresina — Rückzug nach Königsberg. — Am Schluß einige Bemerkungen über den Geist des Werks und Labaume's Erzählungsart.

*Napoleons Feldzug in Aegypten und Syrien.* (S. 304 — 340.) Aus Michaud de Villette Gemälden der Kriege Napoleon Bounapartes gezogen, und mit einigen Anmerkungen des Hrn. Herausgebers begleitet.

*Ueber die Unverletzlichkeit und Heiligkeit der Regenten.* (S. 341 — 351.) Eben so interessant, als alle vorhergehenden politischen Aufsätze. Der Hr. Verf. sucht die Frage zu beantworten: woher es denn komme, daß man die Heiligkeit des Regenten in den Constitutionsurkunden zum Gegenstand eines Grundgesetzes gemacht, da die Person desjenigen, in welchem die Macht centralisirt ist, schon durch das Naturgesetz und das Wesen der bürgerlichen Gesellschaft heilig und unverletzlich seyn sollte; warum jene furchtbaren Majestätsgesetze in den gegenwärtigen Gesetzbüchern, und woher die häufige Wiederkehr von Fällen, auf welche jene Gesetze angewendet werden? Zuerst wird der Ursprung der den europäischen Staaten bekannten Majestätsgesetze aufgesucht. Sie stammen von den Römern aus jener Epoche her, wo die republikanische Verfassung sich in eine monarchische verwandelt hatte. „Da die gewaltsame Stellung der römischen Imperatoren es mit sich brachte, daß sie nichts so sehr zu fürchten hatten, als die Wiederherstellung der Republik: so mußte es Gesetze geben, welche die Monarchie beschützten, Gesetze, welche gegen diejenigen gerichtet waren, die es vorsätzlich oder unvorsätzlich darauf anlegten, der Regierung den verlorenen Charakter der Gesellschaflichkeit zu-

rückzugeben. Was zur Zeit der Republik ein Verbrechen gegen den Senat gewesen, wurde nun zu einem Verbrechen gegen den Fürsten und dessen Majestät.“ — „Immer aber waren diese Gesetze, sie mochten sich in der Republik auf das Volk oder den Senat, oder in der Monarchie auf die Person des Monarchen beziehen, aus der organischen Unvollkommenheit der Regierung hervorgegangen. Vereinigte die Republik mit dem Charakter der Gesellschaflichkeit den der Einheit, so würde in ihr von keinem Majestätsverbrechen die Rede seyn; und vereinigte die Monarchie mit dem Charakter der Einheit den der Gesellschaflichkeit, so würden auch in ihr die Majestätsverbrechen in die Reihe der Unmöglichkeit gehören.“ — „Daß Majestätsgesetze, sie mochten noch so strenge seyn, von jeher nichts gefruchtet haben, beweiset die römische Geschichte, und die Geschichte aller Staaten bis auf unsere Tage.“ — Das Resultat: Es gibt nur ein Mittel die Unverletzlichkeit in der Person der Monarchen hervorzubringen, und dieß besteht darin: daß man dem römischen Staatsgrundsatz: *Voluntas principis legis habet vigorem* praktisch und theoretisch entsagt, und der Nation Antheil nehmen läßt an dem Gesetzgebungsgeschäfte. In einem Staate, in welchem sich eine Nationalrepräsentation befindet, ist der Despotismus ein Unding, eben so die Verantwortlichkeit des Fürsten. Wenn daher der zweyte Charakter der Regierung, die Gesellschaflichkeit, allenthalben und zu allen Zeiten die nöthige Ausbildung erhalten hätte, würden die Majestätsverbrechen, und alles was damit in Verbindung steht, nie in die Welt gekommen seyn.“

*Ueber Spaniens gegenwärtige Lage.* (S. 352 — 364.) „Wenigen Menschen ist es gegeben, sagt der Hr. Verf., über die Lage, worin sich die Dinge gegenwärtig in Spanien befinden, ein unpartheyisches Urtheil zu fällen; nicht aus Mangel an zuverlässigen Nachrichten von der pyrenäischen Halbinsel, sondern aus Mangel an Fähigkeit, die erste Ursache von Ferdinand VII. Verfahren gehörig aufzufassen.“ Hr. B. findet diese Ursache in dem Widerspruche, in welchem sich die von den Cortes gegebene Verfassung mit dem Geiste und Charakter des spanischen Volkes, und der Würde und Macht, welche nöthwendig mit der Person des Königs verbunden seyn muß, befindet. Daß Ferdinand VII. nicht andere Maßregeln ergreifen konnte, um das Königthum zu retten, möchten wir doch bezweifeln, wenn wir auch obigen Widerspruch zugestehen. Der Verf. sucht jedoch seine Ansicht durch folgende Betrachtung über die Verschiedenheit der englischen Verfassung von jener der Cortes als richtig zu erweisen,

und dadurch den König von dem ihm allgemein gemachten Vorwurfe zu retten: er verfähre undankbar gegen die hochherzige spanische Nation, da er ihr an die Stelle einer Verfassung, unter welcher die Britten so glücklich sind, den furchtbarsten Despotismus gewaltsam aufgedrungen. „Hätten die Britten, sagt er S. 355, sich jemahls eine Verfassung gegeben, wie die, welche von den Cortes ausging: so ist es zum mindesten zweifelhaft, ob in ihr Regierungssystem jemahls irgend ein Zusammenhang, irgend eine Ordnung gekommen seyn würde. Sie waren wenigstens so einsichtsvoll, den Charakter der Einheit (das Königthum), neben dem Charakter der Gesellschaftlichkeit (der Republik) bestehen zu lassen, wenn auch die Stellung, welche sie ihrem Könige gaben, in jeder Hinsicht beschwerlich war. Die spanischen Gesetzgeber hingegen ordneten den Charakter der Einheit geradeswegs dem der Gesellschaftlichkeit unter; und wenn man von den Britten sagen kann, daß sie durch ihre Gesetzgebung eine Republik mit einem Könige erhielten; so muß man von den Spaniern sagen, daß sie eine Republik *plus* einen König schufen. Dieß mußte um so mehr der Fall seyn, da die spanischen Cortes nicht, wie das englische Parlament, in zwey Kammern von vielfach entgegengesetztem Interesse zerfielen, sondern eine einzige Körperschaft bildeten, die sich ohne weitere Umstände als eine *Macht* aufstellte, mit der Bestimmung, einer zweyten Macht entgegenzuwirken. — Die Stellung, welche man dem Könige durch die Constitution angewiesen hatte, war nicht zu ertragen; da der Wille der Cortes auf eine so bestimmte Art ausgesprochen war, so blieb ihm nichts anderes (?) übrig, als die Urkunde zu zerreißen, die ihm zwar den Königstitel liefs, aber ihn der königl. Macht beraubte. Da er so, und nicht anders handelte, trat seine Dankbarkeit zuerst ans Licht. Denn wenn zwischen den beyden Charakteren, welche das Wesen der Regierung ausmachen, ein Conflict unvermeidlich ist; so ist es für das Gesamtwohl besser, daß der Charakter der Einheit sich auf Kosten des Charakters der Gesellschaftlichkeit rette, als daß das Umgekehrte statt finde, indem eine Monarchie, wie fehlerhaft sie auch in sich selbst seyn möge, für die Erhaltung und Beschützung der Gesellschaft noch immer mehr leistet, als eine Republik.“ — Man sieht aus diesem Raisonnement, daß der Verf. seinen früher aufgestellten Principien auch bey diesem schwierigen Gegenstande treu geblieben. Ohne Zweifel ist er der erste, welcher die neuesten Ereignisse in Spanien aus einem höheren Gesichtspunkte betrachtet, und auf eine dem Verfahren des Königs und

seiner Rathgeber so günstige Art beurtheilt hat. Viele werden mit der Ansicht des Hrn. Verfs. nicht zufrieden seyn, und ihn beschuldigen, daß er die Sache des Despotismus verfechte. Allein er gesteht selbst, daß Ferdinand VII. in der *Behauptung* seiner, durch den Sieg über die Cortes gewonnenen Stellung mehr in dem Lichte eines Despoten, als in dem eines wahren Königs erscheine. Die Herstellung der Inquisition, und der aufgehobenen Klöster; die innige Allianz mit dem Mönchthum, die gänzliche Hinneigung zu dem Interesse der Geistlichkeit; das strenge, beynahe grausame Verfahren gegen die sogenannten Liberales, und den aufgeklärtern, durch die letzten Schicksale des Staates auf manigfaltige Art über das wahre Wohl der Gesellschaft belehrten Theil der Nation; die Unterdrückung jeder Spur der rege gewordenen Denk- und Sprechfreyheit u. s. w. beweisen deutlich, daß es Ferdinanden, so lange keine Veränderung in seinen nächsten Umgebungen vorgeht, nie Ernst werden wird, sein gegebenes Wort zu lösen, d. i. eine neue, dem Zeitgeiste und den Forderungen des Jahrhunderts entsprechende Versammlung der Cortes zusammenzurufen. Zurückführung des Alten in jeder Beziehung ist das Princip, das die gegenwärtige Regierung in allen ihren Unternehmungen leitet. Wie sie aus diesem Kampfe hervorgehen wird, muß sich bald entwickeln. Das Resultat kann dem denkenden Beobachter, dem Kenner der in der Geschichte enthaltenen Gesetze der Staatenentwicklung und des Staatenbestehens, keinen Augenblick zweifelhaft seyn. — Hr. B. sieht in dem Verhältnisse der Kirche zum Staat, die eigentlichen Hindernisse, welche der Reform in der spanischen Regierung entgegenstehen. „Eine National-Representation, im Sinne des 19 Jahrhunderts, dürfte ohne eine vorhergegangene Kirchenreform schwerlich zu Stande kommen.“ Wer soll aber diese Reform bewirken? Wenn jede reinpolitische Schöpfung in Spanien nur von der Kirche abhängt, die alle ihre Kraft aufbiethet, um ihre bisherige Freyheit und Alleinherrschaft zu retten, (was nur unter der Bedingung möglich ist, daß alles bey dem Alten bleibe,) so läßt sich nicht absehen, woher die Hülfe kommen soll, welche Spanien aus seiner gegenwärtigen, kritischen Lage zieht. — Daß der Verlust der amerikanischen Colonien eine wichtige Veränderung in dem innern Wesen des spanischen Staates, folglich auch in seiner organischen Gesetzgebung, hervorbringen müsse, ist ausgemacht. Vortreflich ist, was der Hr. Verf. bey dieser Gelegenheit über den Finanzzustand Spaniens, über die durch den Verlust der Colonien herbeigeführte Veränderung seiner Politik,

und über die künftige Einwirkung dieses Verlustes auf den gesellschaftlichen Zustand von Europa anführt.

*Darfes für National-Repräsentanten eine Entschädigung geben, und von welcher Beschaffenheit kann diese seyn?* (S. 365—377). Die Gründe für die Nichtentschädigung der National-Repräsentanten werden gewöhnlich von Englands Beyspiel hergenommen. Hr. B. läßt diese Gründe für das Oberhaus gelten, fragt aber zugleich, warum denn gerade Englands organische Gesetzgebung für alle übrigen Staaten zum Muster genommen werden müsse? Gerade die Mängel dieser organischen Gesetzgebung, über welche *Pitt*, und seit ihm bis *Burdett*, so viele andere heftige Klagen erhoben, und besonders auf eine Parlamentsreform drangen, dienen als Beleg, wie nachtheilig die Verfassung einer National-Repräsentation sey, in welcher die Mitglieder des Hauses der Gemeinen, anstatt von ihren Comittenten remunerirt zu seyn, größtentheils ihre Entschädigung in den Diensten suchen müssen, die sie der Administration leisten. Eine aus bloßen Reichen zusammengesetzte National-Repräsentation würde ihrem Zwecke am wenigsten entsprechen; einmahl, weil der Reiche nicht schon darum die Achtung und das Vertrauen seiner Comittenten besitzt, nicht schon darum ein kenntnißreicher, einsichtsvoller, tugendhafter Mann ist, weil er reich ist; dann, weil sie der Administration den möglichst geringsten Grad von Hemmung entgegenstellt; — sie würde weit eher eine Beförderinn, als eine Abwenderinn des Despotismus werden, und der zweyte Charakter der Regierung, die Gesellschaftlichkeit, würde durch ihre Existenz am wenigsten garantirt werden. Weder im Beyspiele Englands, noch in der Natur des Reichthums, noch in den Erfahrungen, welche man in Frankreich über diesen Gegenstand gemacht haben will, ist etwas enthalten, das von einer Remuneration der National-Repräsentanten abschrecken könnte. Hr. B. dringt aus überzeugenden Gründen auf eine solche Remuneration, welche aber unmittelbar aus den Kontributionen den Comittenten, nicht aber aus der Staatskasse, wie in Frankreich, oder aus einem ausgeschiedenen Fond, zu ziehen ist. — Merkwürdig ist das Urtheil des Hrn. Verf. S. 370 und 371, über das Verhältniß Buonapartes gegen die besoldeten National-Repräsentanten, worin der Heros des neuen Leviathans auf einmahl als der finsterste Despot erscheint, als ein Verächter des Gesetzes, als ein Mann, welcher das Interesse Frankreichs seinem persönlichen Interesse unterordnete.

*Von dem Verschwinden der Republiken aus der Reihe der europäischen Staaten* (S. 378—392). Ob die Trauer über den Untergang der Republiken Pohlen, Venedig, Lucca, Holland, Ragusa und Genua gegründet sey? Hr. B. erklärt diese Trauer für eine Folge der Vorurtheile, welche wir mit dem ersten gelehrten Unterricht auf Schulen erhalten. „Denn ehe man uns mit dem Eigenthümlichen der Verfassung unseres Vaterlandes bekannt macht, lernen wir die Verfassung von Athen und Rom bewundern; und, indem diese Bewunderung fort-dauert, fassen wir für alles, was Republik heisst, eine Vorliebe, überzeugt, daß Freyheit, Wohlhabenheit, Patriotismus und alles, was wir sonst noch achten, nur in Republiken zu Hause gehöre. Wir sind um so mehr geneigt, der republikanischen Verfassung den Vorzug vor jeder andern zu geben, einmahl, weil der Mensch gewohnt ist, das Ergänzende für das Beseeligende zu halten; weil nur eine sehr geringe Anzahl von uns dahin gelangt, das Mangelhafte jener Verfassung, sey es aus unmittelbarer Anschauung, sey es nach den Darstellungen der vorzüglichsten Schriftsteller des Alterthums, kennen zu lernen.“ — Dieß führt den Hrn. Verfasser zur Untersuchung über das Wesen, und die vermeintlichen Vorzüge der republikanischen Verfassung. Das Resultat fließt aus dem bereits angegebenen Principe: daß zu dem Wesen einer guten Regierung, welche ihre Bestimmung erreichen soll, die innige Verbindung der Charaktere der Einheit und Gesellschaftlichkeit gehöre. Hr. B. definirt die Republik, als einen Gegensatz der reinen Monarchie, als diejenige Regierungsform, durch welche der Charakter der Gesellschaftlichkeit auf Kosten des Charakters der Einheit in der Regierung fixirt werde. — Die Betrachtung, welche großen Vortheile die Franzosen in den ersten Revolutionskriegen aus dem Daseyn und der elenden Verfassung der *italienischen* Republiken, namentlich jener von *Genua*, zogen, sollte allein schon diejenigen beruhigen, welche sich über den Untergang dieser Freystaaten nicht trösten können. Passen sie dem innern Wesen nach nicht mehr auf den Charakter des XIX. Jahrhunderts, so fordert ein vernünftiges Schutz- und Vertheidigungssystem gegen Frankreich um so dringender das gänzliche Verschwinden jener Staaten, welche im S.rome der Zeit bereits untergegangen sind, und von jeher als die natürlichen Allirten von Frankreich betrachtet wurden. —

(Der Beschluss folgt.)



## Allgemeine Literaturzeitung.

N<sup>ro</sup>. 43.

Dienstag den 30. May.

1815.

## Staatswissenschaften.

*Journal für Deutschland, historisch-politischen Inhalts. Herausgegeben von Friedrich Buchholz, etc.*

(Beschluss.)

*Monat April. Napoleons Feldzug in Aegypten und Syrien. Beschluss. (S. 393—434.) — Historische Untersuchungen über die Deutschen. (S. 435—477).* Beynahe das Vorzüglichste, was der erste Band des J. f. D. enthält. Fragmentarische Betrachtungen und Untersuchungen über einzelne Momente der vaterländischen Geschichte; tief, ernst und besonnen; die Frucht eines langjährigen Studiums der Geschichte und Politik, in einzelnen herrlichen Gemälden zusammengereicht, die von einem und demselben Geiste durchweht, ein Ganzes auszumachen scheinen. Alles enthält einen tiefen Sinn; Wahrheiten, welche vorzüglich gegenwärtig beachtet werden sollten. Vieles ist aus einem neuen, und anderen Gesichtspuncte aufgefaßt, als bisher geschehen; die Begebenheiten mußten auch einem Manne anders erscheinen, der gewohnt ist, den gesellschaftlichen Zustand der Völker in den verschiedenen Perioden ihres Lebens und Wirkens genauer zu erforschen, und die Schicksale der Nationen als die nothwendigen Folgen dieses Zustandes und des jedesmahligen Zeitgeistes darzustellen. Diese historischen Fragmente sind gleichsam die Belege zu den politischen Grundsätzen des Hrn. Verfs., welche nur Resultate der Geschichte sind, und nur darum, als im höchsten Grade paradox, von allen Seiten angefochten werden, weil man gegenwärtig, wo Metaphysik, Sentimentalität und Mystik auch schon auf die Behandlung der Geschichte einen so gewaltigen Einfluß erhalten haben, so wenig fähig ist, mit gesundem, unverdorbenen Blick in der Geschichte zu lesen. Der Raum hindert uns, hier etwas von den Betrachtungen des Hrn. Verfs. über die Abkunft der Deutschen, über Herrmann, Karl

Fünftes Heft.

d. G., den ersten Heinrich, über das Zeitalter der Ottonen, über das Entstehen der erblichen Lehne, über Heinrich IV., über die päpstliche Universal-Monarchie auszuziehen. Wir sind genöthigt, unsere Leser auf die Abhandlung selbst zu verweisen.

*Ideen zu einer Biographie des brandenburgischen Churfürsten Albrecht, genannt der deutsche Achilles. (S. 478—489).* „Es gibt geborne Helden, welche der Welt nie als solche einleuchten, weil es ihnen an Gelegenheit fehlt, die ganze Fülle von Kraft, womit sie ausgestattet sind, zu entwickeln. Der Satz, daß das Genie die Umstände herbeyführe, ist nur zur Hälfte wahr. Keines Einzelnen Kraft ist so groß, daß er alles mit sich fortreisen könnte, wenn die Geister nicht geneigt sind, sich fortreisen zu lassen. Durch irgend etwas will das Genie begünstigt seyn, wenn es wirksam werden soll; ist es aber einmahl wirksam geworden; so bestimmt es den Charakter von Jahrhunderten, und gewinnt dadurch das Ansehen, als ob alles von ihm ausgegangen sey. Diefß würde die Hauptidee seyn, womit ein Biograph des Churfürsten Albrecht sein Werk anfangen und endigen mußte.“ Der Hr. Verf. gibt selbst nur Ideen an, welche aber in uns den Wunsch erregen, er möchte sich der Ausführung derselben unterziehen. Doch hat er uns mit einem Zuge den deutschen Mann gemahlt, wenn er von dem Churfürsten sagt: Sein Herz schlug, wo nicht für Europa, doch für Deutschland; aber indem er unter deutschen Fürsten nicht seines Gleichen fand, war es wohl kein Wunder, daß er bey dem in magnis voluisse sat est stehen bleiben mußte! —

*Cardinal Dubois. (S. 490—512).* Ein, nach unserer Ueberzeugung gelungener Versuch diesen Minister gegen Beschuldigungen zu rechtfertigen, welche vorzüglich der Herzog von St. Simon in seinen Memoiren, und *Ductos* in das Publicum gebracht haben. Die Memoirenschreiber waren es, welche über den Namen des Kardinalen zuerst bösen Ruf verbreitet, seinem persönlichen und ministeriellen Charakter so schwarze Flecken aufge-

heftet hatten, daß nach Verlauf beynahe eines vollen Jahrhunderts das öffentliche Urtheil immer noch mit den Widersprüchen kämpft, welche sich über den Werth dieses Mannes erhalten haben. — Die S. 496 u. f. angestellten Betrachtungen über die Ursachen welche Dubois Erhebung zu den ersten Staatsämtern zu Grunde lagen, so wie über den innern Zustand und die äußern Verhältnisse Frankreichs nach dem Frieden von Utrecht, halten wir für vorzüglich. Der denkende Leser wird die leisen Winke, und Hrn. B's. eigentliche Absicht in diesem Aufsätze eben so wenig, als in den obigen historischen Fragmenten verkennen. Der Abhandlung liegen die erst kürzlich zu Paris von *M. L. de Seveling's* herausgegebenen interessanten *Memoires secrets du Cardinal Dubois* zum Grunde, welche über den Gang der Unterhandlungen zur Bildung der bekannten Trippel-, spätern Quadrupel-Allianz gegen die Plane Alberonis, als auch über den Charakter Dubois wichtige Aufschlüsse enthalten.

*Sollten die Verhandlungen einer National-Repräsentation öffentliche seyn, oder nicht?* (S. 513—527). Von gleichem Werth, wie alle übrigen Aufsätze über das Wesen der National-Repräsentation. Zuerst die Gründe der *Gegner*, dann der *Freunde* der Oeffentlichkeit. Nothwendig gehört der Hr. Verf. zu den letztern. Wir hoffen, daß seine Argumente jeden Zweifel unterdrücken werden, welche noch gegen die absolute *Nothwendigkeit* einer öffentlichen Verhandlung entstehen könnten. Kürze halber nur einige Stellen: „Durch die Oeffentlichkeit der Verhandlungen bleibt die National-Repräsentation im Zusammenhange mit der Quelle, von welcher sie ausgegangen ist, d. h. mit der Nation; sie wird daher ihrer Bestimmung lebhafter bewußt seyn, und dieselbe vollkommener erfüllen. Eine von der Oeffentlichkeit ausgeschlossene Repräsentation, (wie leider die neuesten Deutschen, vor der Hand, wollen wir hoffen, sind), wird, wie rege auch anfangs der gute Wille in ihr seyn mag, bey dem gänzlichen Mangel aller Aufmunterung, nicht lange in diesem Eifer verharren; alle Opposition wird verschwinden, und die Versammlung wird bald ihre Bestimmung darin finden, mit der Administration einverstanden zu seyn, und dem Vortrage des Präsidenten Beyfall zu geben. So war es in Frankreich unter *Napoleons* Regierung: so muß es allenthalben seyn, wo es keine Oeffentlichkeit gibt. Nur wo diese nicht fehlt, kann man darauf rechnen, daß Geist und Herz bey den National Repräsentanten in Wirksamkeit treten, neue Gedanken sich entwickeln und achtungswerthe Charaktere zum Vorschein kommen u. s. w.“ — Daß ein fortdauerndes, sich immer gleich bleibendes Interesse der Nation für die

Bemühungen der Repräsentanten durch den gewöhnlichen Ausweg nicht erzielt werden könne, mit welchem man der Oeffentlichkeit der Berathschlagungen zu entgehen trachtet, ist von Hrn. B. sehr klar dargethan. Die Vortheile der Oeffentlichkeit der *ganzen Verhandlung* können durch den spätern Druck der *Resultate* unmöglich aufgewogen werden. — Vorzüglich schienen uns die Bemerkungen über Pressfreyheit. Wer wird mit dem Hn. Vf. nicht einverstanden seyn, wenn er S. 524. von dem sogenannten Mißbrauch der Presse sagt: „Diese Neigung aber ist minder stark in einer Verfassung, die es mit sich bringt: einmahl, daß die Regierten ein unbedingteres Vertrauen zur Regierung haben; dann, daß sie vermöge der Oeffentlichkeit der Verhandlungen über alles, was man zum Gegenstand einer allgemeinem Mittheilung machen möchte, desto besser belehrt sind. Der größte Theil anstößiger Schriften entsteht wesentlich aus Unwissenheit und Unkunde der Dinge, wiewohl man glaubt, alles ergründet zu haben; und da, wo Fürsten, Minister und Staatsräthe u. s. w. am meisten öffentliche Personen sind, werden aus keinem anderen Grunde die wenigsten Angriffe auf sie gemacht, als weil man Bedenken tragen muß, etwas von ihnen auszusagen, was das Urtheil des Publicums sogleich für falsch erklärt. Ueberhaupt giebt es nichts, was dem Mißbrauche der Presse so entgegenwirkt, als ein *gesetzlicher Nationalcharakter*, der auf einem ganz anderen Wege erzeugt werden will, als auf dem des Presszwanges. Pressfreyheit, als ein Geschenk, das die eine, oder die andere Regierung aus Liberalität ihren Unterthanen macht, ist immer sehr unzuverlässig; denn mit den Personen können sich die Umstände verändern, und dann wird die Zurücknahme des Geschenks nur allzubald erfolgen. Pressfreyheit hingegen, als ein Resultat der ganzen Verfassung, ist etwas höchst Achtungswerthes, besonders dadurch, daß es sich durch die Verfassung vertheidigt. Eben deswegen muß man nun nach keiner anderen streben; und da, wo sie nicht statt findet, die Schuld nie solchen Personen bemessen, welche von Amtswegen den Presszwang üben.“

*Ueber den Stillstand des Negerhandels.* (S. 528—540). „England spielt seit vier Jahren, in Ansehung des Negerhandels, die Rolle des Syracusaners *Gelon* (ob wohl auch aus gleichem Antriebe?), der in seinen Verträgen mit den Karthaginensern die Abschaffung der Menschenopfer zu einer Hauptbedingung machte.“ — S. 530 urtheilt Hr. B. darüber auf folgende treffende Art: Es verhält sich mit dem Negerhandel, „wie mit so vielen anderen Gegenständen, denen man seine Billigung nicht zuwenden kann, ohne der Idee

von Recht und Gerechtigkeit zu entsagen, die man aber duldet, weil sich nicht absehen läßt, was man an ihre Stelle bringen könne, ohne das Uebel zu verschlimmern. Nicht alles Ungerade in der Welt läßt sich plötzlich gerade machen, (eine ähnliche Betrachtung mag der Acte des *Wiener-Congresses* vom 8. Februar 1815 zum Grunde liegen, worin man zwar anerkennt, daß der Africanische Sklavenhandel den Grundsätzen der Menschlichkeit und Moral widerspreche, und seine Abschaffung nothwendig sey; die gänzliche Aufhebung jedoch von speciellen Verträgen abhängig machte, zu deren baldigen Abschluß sich die in Wien versammelten Hauptmächte zu *verbinden*, verbindlich erklärten); und wer dieß in Ansehung der gesellschaftlichen Verhältnisse in Europa unternehmen wollte, würde in den meisten Fällen als ein Bösewicht erscheinen. Wie oft ist selbst im englischen Parlamente gesagt worden, daß, wie abscheulich auch die Lage der Africaner in den europäischen Colonien geschildert werden möge, sie dennoch der Lage der dienenden Classe in mehreren Provinzen Englands vorzuziehen sey. Da man, wenn von Reformen die Rede ist, immer am besten thut, wenn man bey sich selbst anfängt, so läßt sich kaum begreifen, wie die brittische Regierung eher ein Herz für die Bewohner von Guinea, als für ihre eigenen Unterthanen haben könne. „Daß die Zwecke der Engländer bey ihrer thätigen Verwendung für die Abschaffung des Negerhandels gerade nicht so rein und philanthropisch seyn mögen, als sie uns gerne überreden möchten, ist ausgemacht; ihr kaufmännisches Interesse sucht auch hier, wie in so vielen anderen Dingen eine schöne Aussenseite zu gewinnen und sich unter der Maske von Großmuth und Menschenfreundlichkeit zu verbergen. Warum verwenden sie sich nicht mit gleichem Eifer für die Zerstörung der africanischen Raubnester, welche den Handel der Seefahrenden Nationen, mit alleiniger Ausnahme Englands, so großen Abbruch zufügen, oder ihn wenigstens in schimpflicher Abhängigkeit erhalten, und zu deren Vernichtung Englands guter Wille allein ausreichen würde? Warum nicht für Abschaffung der Slaverey, welche nur unter einem anderen Nahmen auf so vielen unserer europäischen Mitbrüder lastet? Warum halten die großmüthigen Engländer selbst den größten Theil der Bewohner Irlands in einem so drückenden und schimpflichen Verhältnisse, und was würden sie antworten, wenn alle anderen Mächte sich verbänden, von ihnen die Emanzipation der irrischen Katholiken eben so hartnäckig zu verlangen, als sie die Abschaffung eines Handels for-

dern, welcher ihnen keinen Nutzen bringt, an dessen Fortdauer aber die Existenz der Colonien aller übrigen Seemächte geknüpft ist? — *Hr. B.* hat das letztere bis zur Evidenz erwiesen, daß nämlich die Abschaffung des Negerhandels für *England* höchst vortheilhaft, daß dieß aber keineswegs mit allen übrigen Staaten der Fall sey, welche diesen Handel bisher mit England getheilt haben, ja, daß der gänzliche Verfall ihrer Colonien davon eine nothwendige Folge seyn müsse. Nur eine Stelle wollen wir zum Schlusse noch anführen, welche bey weiterem Nachdenken hinlänglich seyn wird, über die wahren Absichten des englischen Edelmuths und der uneigennütigen Großmuth dieser Nation Licht zu verbreiten.“ *England* muß in der Fortsetzung des Negerhandels einen Abbruch ahnden, der ihr, wenigstens im Verlaufe der Zeit, gethan werden könne. Es hat sich genöthigt gesehen, mehrere von den im Laufe des Revolutionskrieges eroberten Colonien zurückzugeben: theils weil es dieselben nicht behaupten konnte, theils weil dies seine übrige Politik mit sich brachte. Aber um den Wiederaufbau dieser Colonien zu verhindern, plaidirt es jetzt die Sache der Neger auf Kosten der Freyheit der Europäer. Besser, als jede andere Macht, weiß es, daß eine Marine Object und Basis in Colonien hat, und daß Colonien für Frankreich, Spanien und Portugal, zum Theil auch für Holland nur in so fern vortheilhaft sind, als sie von Afrika aus bevölkert werden. Was thut es nun, um sich in dem Besitz einer überwiegenden Seemacht zu erhalten? Es legt die Axt an die Wurzel, indem es den Negerhandel zum Stillstand bringt. Was es mit der einen Hand gibt, das nimmt es mit der anderen. Nur allzugut weiß es, wie sehr das Uebergewicht in diesem Augenblick auf seiner Seite ist, und wie viel es folglich auszurichten vermag, wenn es ernstlich will.“

Wir waren bemüht, unsere Leser mit dem Inhalte des *I. f. D.* so vollständig, als möglich, bekannt zu machen. Wir enthielten, uns größtentheils aller Bemerkungen, theils, weil *Hrn. B.*'s Ansichten auch die unsrigen sind; theils, weil wir es vorzogen, den Lesern so viel wörtlich mitzutheilen, als nöthig ist, um über den Gehalt eines Werkes selbst ein richtiges Urtheil fallen zu können. Wir halten dafür, daß sich *Hr. B.* durch die Herausgabe dieses in allen seinen Bestandtheilen höchst interessanten Journals ein bedeutendes Verdienst erwirbt, und wir wünschen nochmahls daß seinem Unternehmen die größte Unterstützung von Seiten des Publicums werden möge. Allgemeinen Beyfall hat dasselbe sicher schon erworben; die Reminiscenzen an die frühern Schrif-

ten des Verfassers werden nichts beytragen, denselben zu schwächen. Auch dem Verleger gebührt großes Lob, daß er diese Zeitschrift in Rücksicht des Formats, Papiers und Druckes so empfehlend ausgestattet hat, nur möge in der Folge mehr Aufmerksamkeit auf Verbesserung der Druckfehler verwendet werden.

### Schöne Wissenschaften.

*The Lord of the isles, a poem by Walter Scott Esq. Edinburgh; printed for Archibald Constable and Co. Edinburgh; and Longmann, Hurst, Rees, Orme, and Brown, London; By James Baleantque and Co. Edinburgh. 1815. Quarto. 275 Text. CXV. Noten.*

Das neueste Werk des beliebtesten schottischen Dichters, und ein Seitenstück zu der im ersten Jahrgange der L. Z. angezeigten *Lady of the lake*, mit welcher der *Lord of the isles* viele Schönheiten gemein hat, ohne ihr jedoch nach unserem Urtheile die Palme des Vorrangs abzugewinnen.

Die kurze vorausgeschickte Nachricht belehrt den Leser, daß die Scene des Gedichts in dem Schlosse *Artornish* an der Küste von *Argylshire* liege, und dann auf den Inseln *Skye* und *Arran* an der Küste von *Ayrshire*, endlich zunächst *Stirling*. Die Geschichte beginnt im Frühlinge 1307, wo Bruce, der Wiederhersteller der schottischen Monarchie, aus Schottland vertrieben, nach der irländischen Küste flüchtete. Die meisten hier angeführten Begebenheiten und Personen sind geschichtlich berühmt.

Edith, das Fräulein von Lorn, erwartet auf dem Schlosse *Artornish* die Ankunft *Ronalds*, des Herrn der zweyhundert schottischen Inseln, ihres bestimmten Bräutigams. Die Minstrels singen Brautlieder, während sie mit ihrer Amme *Morag* im Gespräche begriffen, festlich geschmückt, ruhig und dem Anscheine nach fast kalt die Ankunft ihres Bräutigams erwartet.

6.

Wo lebet nun so kalt die Maid,  
Die in der Schönheit Feyerkleid  
In Schönheits allerhöchster Pracht  
Eroberte die Hochzeitnacht  
Durch Reize, so die Herzen ziehn  
Von der Natur und Kunst verliehn  
Die dennoch an dem Hochzeitsfest  
Sich der Betrachtung überläßt  
So daß kein Grübchen im Gesicht  
Von fröhlichem Bewußtseyn spricht

Lebt solche Maid? ihr Schönen sagt!  
Mein Lied nur dieß zu sagen wagt:  
Solch Maid lebt' in Britannia  
Wo Niemand Edith lächeln sah.

Während sie mit ihrer Amme in die See hinausieht, sind ihre Blicke minder auf die Pracht der einlaufenden Flotte ihres Bräutigams, als auf einen einzelnen hülflos vom Meere getriebenen Nachen gerichtet, der mit zerrissenem Segel und zersplittertem Maste sich den Wogen überläßt. Zwey Schiffer, die darinnen, beschließen zuletzt, da sie der feindlichen Flotte (*Ronalds* des Herrn der Inseln) entflohen, auf gut Glück auf seinem Schlosse unter dem geheiligten Schutze des Gastrechts, Sicherheit zu suchen. Der Thurmwächter verspricht ihnen dieselbe, wiewohl sie sich nicht anders als wie Krieger zu erkennen geben wollen, er verspricht sie ihnen an diesem festlichen Tage, wenn sie selbst wider England die Waffen getragen hätten, wenn sie selbst aus *Bruce's* Geleite vogelfrey wären. Sie landen, und der jüngere der beyden Schiffer trägt ein Mädchen halb leblos aus dem Nachen, in ein schottisches Plaid gehüllt, in die gemeine Halle der Dienerschaft, wo sie der Wächter warten heißt, bis er dem Herrn des Schloffes die Kunde ihrer Ankunft hinterbracht, und seinen Kameraden ermahnt, den Fremden durch zudringliche Neugierde nicht lästig zu fallen.

*Zweyter Gesang.* Die Gäste sitzen in der Burg am Brautmale. *Ronald* trübsinnig und geängstigt bringt eben seinem Schwager *Lorn* die Gesundheit aus, als das Horn des Thurmwächters erschallt. Man vermuthete, es sey der zur Trauung erwartete Abt, es waren aber die zwey Fremden, in deren Benehmen der Seneschall ungeachtet ihrer zerrissenen Kleider die Spuren hoher Geburt und edlen Ritterthums erkennt, und ihnen trotz des Murmels der Gäste die Ehrenplätze anweist. Der alte *Terrand* der Minnesänger, auch gewohnt den Adel der Geburt und der Gesinnung zu errathen, gibt ihm aber Recht. *Lorn* blickt dieselben voll Verdacht und Stolz an, und fragt sie, ob sie auf ihrem Wege nichts vom schottischen Rebellen (*Bruce*) gehört. Nicht vom schottischen Rebellen, antwortet der junge Fremde hoch und stolz, wohl aber vom königlichen *Bruce*. *Lorn* unterdrückt seinen Aerger und befiehlt dem Minnesänger das Lied von der Mantelspange *the broach of Lorn* zu singen, welche *Lorn* dem *Bruce* entrisen hatte, und seitdem im Triumph trug. Grimmig wie ein Tiger fährt *Eduard* der jüngere der beyden Brüder auf, und verweist dem Minnesänger die Umstände des Kampfes geändert oder verschwiegen zu haben, und so unedel von *Bruce* zu sprechen. Hiedurch erkennt ihn *Lorn* und schwört seine Ra-

che nun zu stillen. Ronald als Herr des Schloßes verbietet die Verletzung des Gastrechts. Die Gäste stehen in Waffen auf, der Kampf ist im Losbrechen, da schlägt das verschleierte Mädchen Bruce's Schwester den Schleier zurück, und richtet an Argentine die Blume englischer Ritterschaft und Freund Lorn's bittende Worte, während ihre Blicke gegen Ronald gewandt sind. Argentine steht auf, um Bruce als Gefangenen in Englands Nahmen zu fordern. Auch das wollte Ronald nicht zugeben, und der Lärm begann von Neuem, als das Horn des Thurmwächters die Ankunft des Abtes von Fiona, eines im Rufe der Heiligkeit stehenden, weit und breit verehrten Hirten der Kirche ankündigte. Sogleich waren alle einstimmig, die Entscheidung dieses Streites ihm zu überlassen.

## 22.

Als man hierüber sich verstanden,  
Sieh da! die schwarzen Brüder wanden  
Sich in's Gemach;  
Reliquien trugen zwölf in Händen,  
Die Fackelträger vornen standen,  
Die Kreuze folgten nach.  
Da sanken aufgehobne Hände  
Und hohlten Dolch und Feuerbrände  
Sie schwanden dieser Nacht.  
Sie schwanden vor des Priesters Blicken  
Wie Sterne die vom Himmel rücken  
Durch das Gewölb der Nacht.

Der Abt bleibt an der Schwelle stehen, sagt Benedicite und fragt um die Ursache des Streits. Lorn spricht zuerst und sucht ihn für sich wider Bruce zu gewinnen, dann Ronald unterstützt von Isabella's (der Schwester Bruce's) Thränen und Ediths Bitten für den Gast. Argentine fordert ihn in Englands Nahmen, und Bruce spricht endlich für sich selbst. Der heilige Abt von einer höheren Kraft angetrieben, gießt sich in einen Strom von Segnungen auf Bruce's Haupt aus, heißt ihn zu Siegen und Triumphen weiter ziehen, und verläßt sobald er den Segen ausgesprochen, den Saal und das Schloß.

*Dritter Gesang.* Nachdem der Abt fort, bricht auch Lorn mit den Seinigen auf und will seine Schwester zurücknehmen, als man sie aber sucht ist weder sie noch die Amme Morag zu finden, beyde waren mit dem Abt von Jona entflohen. Ronald bittet die Gäste noch diese Nacht zu bleiben. Während Eduard und Bruce entschlummern, öffnet sich die Thüre ihres Gemachs, und Ronald der Herr von Artornish tritt ein um knieend vor Bruce als seinem rechtmäßig anerkannten Herrn und Gebiether den Eid der Treue zu schwören. Sie berathschlagen sich über den Plan

ihrer Unternehmungen. Isabella wird nach Irland gesandt, wiewohl Ronald sie lieber in seiner Nähe gewünscht hätte, dieser und Bruce schiffen sich für die Insel *Sky* ein. Widrige Winde halten sie in *Scarighbay* auf, und Ronald macht den Vorschlag unterdessen hier auf der einsamen Heide nördlich von *Strathnasdile* zu jagen. *Allan* der Page begleitet sie durch diese wüste Gegend, über deren Schauerlichkeit Bruce seine Verwunderung ausdrückt.

## 14.

Kein Wunder dafs er schwach die Worte.  
Nie ward geseh'n ein Schreckenthal,  
Gleich diesem schwermuthsvollen Orte  
Gleich diesem See mit Felsen fahl.  
Es scheint dafs einst der Erde Beben  
Dem wilden Pfade Raum gegeben  
Durch dieser Hügel rauhe Brust.  
Noch sind die nackten Höhlengründe  
Sandschluchten und die tiefen Schlünde  
Sich des Ruins bewufst.  
Es zeigt sonst die öd'ste Haide  
Doch eine Spur von Schöpfungsfreude,  
Durch grünes Moos wird Benmor froh  
Die Heideblum' ist auf Gleniro  
Gestrüpp' auf Cruchenben  
Doch hier ist wahrlich nirgendwo  
In Tiefen und auf Höhn  
Noch Strauch, noch Baum, noch Kraut noch Blume  
Noch eine Spur von Floras Heiligthume  
Vom Auge auszuspähn.  
Hier ist nur Fels auf Fels gethürmet  
Der schwarze See vom Kliff' umschirmet.  
Als wäre hier verwehrt  
Die Sommersonn' der Frühlingsthau  
Der sonst Gemisch von Grün und Blau  
Dem fahlsten Berg beschert.

Ronald nennt dem König den See *Coriskin* und die Felsenreih *Culin*, zeigt ihm die Felsen, die Mädchen mit den Schneebrüsten und ihre sogenannte Amme einen Felsenstrom. Sie begegnen fünf verdächtigen Männern, die entweder von *Lorn's* Parthey oder Räuber zu seyn scheinen. Bruce, Ronald und der Page nahen sich ihnen mit gehöriger Vorsicht, und als sie von ihnen hören, dafs ihr Schiff vor einem englischen davon gesegelt sey, beschließen sie ihre Einladung anzunehmen und die Nacht mit ihnen zuzubringen. Sie finden in ihrem Segelzelte einen stummen Knaben, der durch Zeichen die Ritter noch mehr in dem vor den fünf Begleitern gefassten Argwohn bestärkt. Sie legen sich abgesondert ans Feuer, und halten abwechselnd Wache, erst Ronald, dann Bruce, endlich der Page *Allan*, der aber

von Träumereyen übermächtig in Schlaf versinkt, und im selben Augenblicke von einem der Mörder durchdolcht wird. Bruce und Ronald aufgeschreckthauen die übrigen, (Lorns Krieger,) zusammen, und kehren dann zu ihrem Schiffe zurück, dessen Absegeln blofs eine von den fünf Mördern erdachte Lüge war.

*Vierter Gesang.* Bevor Bruce und Ronald den finstern See von Coriskin und den hohen Berg von Culin verlassen, begraben sie den Pagen Allan mit dem gewöhnlichen Leichengesange Coronach. Fröhlich und frisch segeln sie nun langs der Küste bis Staffa.

## 10.

Lustig und lustig durchs Wogengewimmel  
Schiefst nun das Schiff vom Norden her,  
So schiefst die Lerch' im Morgenhimmel  
Und Schwäne durch das Sommermeer.  
Die Küste Mulls liegt östlich bey  
Das finstre Ulva, Colonsay  
Und all die Inseln froh und frey  
Von denen *Staffa* ist umwunden.  
Hier steigt die Säulenreih' empor  
Wo in dem unbekanntem Moor  
Die Möven Zufluchtsort gefunden.  
Es überwintern die Delphine  
Ganz still auf dieser Wunderbühne,  
Wo um die Tempel zu beschämen  
So Künstler sich zum Muster nehmen  
Natur in ihrer höchsten Pracht  
Den Dom zum Preis des Herrn gemacht.  
Defshalb steigt auf der Saulenwald  
Defshalb wölbt sich des Steins Gewalt.  
Für minder schwellet nicht die Fluth  
Die steigt und ebbt und nimmer ruht,  
Und der in jeder hehren Pause  
Die Antwort schallt vom Felsenhause,  
In hohen und in tiefen Tönen  
Die Orgelmelodie verhöhnen.  
Es ist auch hier vergebens nicht  
Der Tempel Jona's im Gesicht,  
Natur ruft ihm im Wogenton  
Wohlan gebrechlich Kind von Thon  
Wohl hast du aufgeführt aus Steinen  
Den hohen Dom — doch schaue meinen.

Während sie auf Arran landen, verspricht Bruce seinem Reisefährten Ronald für ihn um die Hand seiner Schwester Isabella zu werben. Der stumme Knabe der dieses Gespräch hört, überläßt sich dem Ausdruck des größten Schmerzes. Bruce nimmt ihn mit sich ins Kloster, daß seine Schwester sich zum Aufenthalt erwählt. Diese viel zu hoch und edelgesinnt um die Hand Ronalds der Schwester Lorns zu entziehen, erklärt ihrem Bru-

der, daß sie ihm nie die ihrige reichen werde. Auf weiteres Dringen ihres Bruders wiederholt sie ihre Erklärung mit dem Zusatze, daß sie nur dann in eine Verbindung mit Ronald einwilligen könne, wenn er ihr den Trauungsring, der seine Treue an Edith bände, von derselben freywillig aufgeben zu Füßen legen werde. Der stumme Knabe der diesem Gespräche zugehört, verrieth abermahl durch Thränen und durch eine schnelle Umarmung Isabellas seine lebhafteste Theilnahme, und war verschwunden, ehe sich Isabella noch von der Mähheit dieser Umarmung zu rechte finden konnte. Bruce Zeuge des unabänderlichen Entschlusses seiner Schwester gibt seine Heirathsbewerbung auf, und entfernt sich von ihr mit dem Bedauern, daß ein so kostbares Kleinod im Kloster vergraben bleibe.

*Fünfter Gesang.* Isabella findet am nächsten Morgen den goldenen Brautring, den Ronald Edithen gegeben hatte. Voll Verwunderung darüber erkundiget sie sich, wie derselbe wohl hieher gekommen, und hört von der Klosterfrau Mona, daß Niemand als der stumme Knabe, der Page ihres Bruders am frühen Morgen hier gewesen sey. Sie erkennt nun, daß es Edith selbst gewesen, mit der sie an großmüthigen Gesinnungen in die Wette streitet. Sie sendet sogleich nach dem stummen Knaben, der indessen mit ihrem Bruder gegen Brodickbay geschifft hatte, und schickt ihm einen alten Geistlichen nach. Dieser findet in Brodickbay den königlichen Bruce mit seinen Getreuen in voller Rüstung zum Kriege und bekommt auf Isabellens Bothschaft, die den Pagen verlangt, die Antwort, daß er von Eduard am selben Morgen nach der Küste von Carrik, den Kriegsaufbruch dort zu verbreiten, gesandt worden sey. Robert (Bruce) und Ronald schicken den Geistlichen mit der Versicherung ihrer besten Sorge für den Knaben zurück, und die Flotte segelt gegen Carrik.

## 13.

Die Nacht fällt ein, die Aussicht schwindet  
Wo *Cumray's* Eiland grün verbindet  
Die schöne Aussicht von der Cleid'  
Vorbey ist Butte's Wald und Heid'.  
Es kommen auf den glatten Wogen  
Seevögel lustig hergezogen,  
Indessen manche Ritterhand  
Sich thätig an dem Ruder fand.  
Blafs scheint der Mond ins Wogengrab,  
Und glänzt vom weissen Segel ab,  
Die Steuermänner aber steuern  
Nach jenen wilden Pechpfannfeuern  
Und oft, wenn Bruce es scharf einband  
Daß all' zugleich sich nahn dem Strand'

Erschallt von Boot zu Boot der Wille  
 Dafs man die Segel einzieh', fülle.  
 Südwest macht nun die Flotte Land  
 Und nahe ist schon Carrik's Strand.  
 Die Küste rückt nun immer näher  
 Des Leuchthurms Flamme steigt höher  
 Das Licht, das eh ein Stern erschien.  
 Es flammet wundervoll und kühn,  
 Der Himmel glüht schwarzroth in Gluthen  
 Schwarzroth sind unterhalb die Fluthen,  
 Die Felsen steigen roth empör,  
 In Blutlicht schwimmt der Inseln Chor,  
 Seevögel fallen mit Geplätscher  
 Verwirrt ins Wasser von dem Gletscher,  
 Das Reh nach fernem Dickicht geht  
 Der Hahn, der Tagslicht glaubet, kräht,  
 Das Land, das Meer, die Inseln schwammen  
 Wie in des grössten Brandes Flammen.  
 Mein Herr und Bruder! Eduard sprach  
 Was sagt ihr meinen Pagen nach?  
 Der König sagte: „Rudert Leute!  
 Wir wissen bald was diefs bedeute  
 Doch sicher hat nicht Mönch noch Knab'  
 Entflammt solch ein Fluthengrab'.

Sie landen, des Pagen nimmt sich Ronald an,  
 und verspricht ihm bald einen besseren Platz bey  
 einer Dame, wo er von seiner Liebe zu Isabella  
 singen könne. Diese Rede bricht das Herz des  
 Pagen (Ediths) und er bleibt ohnmächtig in ein  
 schottisches Plaid gewickelt unter einem Baume  
 liegen, wo er von den Feinden gefunden, vor  
 Lorn geführt, und als ein Kundschafter gefangen  
 zu werden, verurtheilt wird, ohne dafs er es der  
 Mühe werth hielt, sich Lorn als seine Schwester  
 Edith zu erkennen zu geben, und durch ein einziges  
 Wort das Leben zu retten, das ihm aber Bruce  
 und Ronald erhalten durch Ueberfall der Feinde,  
 eben als sie ihn zur Richtstatt führen.

*Sechster Gesang.* Der Eingang dieses Gesangs  
 ist die einzige Stelle in dem ganzen Gedichte, wo  
 der Dichter sich aus der Zeit seiner Begebenheiten  
 in die unsrige versetzt, und durch das Interesse  
 der Gegenwart jenes der Vergangenheit erhöht.

O wer vergift, der sie getheilt selbänder  
 Die Regungen der geisterwachen Zeit  
 Wo die Eilbothen folgten aufeinander  
 In Morgenstunden und zur Abendzeit.  
 Wo der Kanonendonner, das Gelaut  
 Erscholl von Feld an Feld gewonnen,  
 Und Hoffnung lang verzweifelt sich erneut,  
 Wo unsre Augen als der Tag begonnen  
 Mit Lustfeuer begrüßt des Sieges Sonnen.  
 Diefs waren Stunden wo die Lust zerrifs  
 Verschobner Hoffnung herzenkrankes Sehnen,

Den Lauf von Zweifel und von Finsternifs  
 Von Weh, von Blutvergiefsen und von Thränen  
 Die zwanzig Jahr' gefurcht von Schreckensscenen.  
 All war vergessen in der Jubellust,  
 Die Trauer selbst wollt' froh sich wähen  
 Und dankbar seufzen aus der tiefen Brust  
 Des Falls des Drängers und der Freyheit froh  
 bewußt.

So grofs war auch Schottlands Freude, als  
 überall die Nachricht, dafs Bruce siegte erscholl.  
 Edith, die nun wieder die Kleider ihres Geschlech-  
 tes angenommen, wartet den weiteren Erfolg der  
 Begebenheiten im Kloster bey Isabella ab; Wett-  
 streit weiblicher Grofsmuth, indem keine von bey-  
 den die andere der Hand Ronalds berauben will, den  
 Isabella nur hoch und schwach, Edith aber treu und  
 innig liebt. Hierauf Beschreibung der Schlacht,  
 die nach unserem Urtheile an Schönheit und Le-  
 bendigkeit selbst das Schlachtgemälde, womit  
 ein anderes berühmtes Gedicht des Verfas., näm-  
 lich Marmion schliesst, übertrifft. Das Ganze  
 schliesst mit dem Siege Bruce's über seine Gegner,  
 und mit der Rückkehr, Ediths zu ihrem verspro-  
 chenen Bräutigam Ronald, so dafs der letzte Ge-  
 sang da endet, wo der erste begann, nämlich  
 mit dieser Hochzeit, die durch die Erscheinung  
 Bruce's und seiner Schwester auf Artornish unter-  
 brochen worden. Diese Unterbrechung gab dem  
 Dichter den Stoff zu diesen sechs schönen Gesän-  
 gen, die in denen Strophen von verschiedenen  
 Versmafs und freyer Reime-Folge auf das manig-  
 faltigste miteinander abwechseln, wie dieses  
 aus dem zu diesem Ende hier aus jedem Gesange  
 ausgehoben und mit derselben Reimfolge über-  
 setzten Strophen erhellt.

### Oesterreichisches Civil-Recht.

*Handbuch des Oesterreichischen Privat-Rechts. Von  
 Georg Scheidlein, Professor der Rechte an der  
 Universität zu Wien. Wien und Triest im Ver-  
 lag der Geistinger'schen Buchhandlung. 1814.  
 — 2. Theil: 652 S. — 3. Theil: 110 S. in gr. 8.*

Der am Schlusse der Anzeige des 1. Theils  
 dieses Handbuches (Nro. 88. unserer Lit. Zeit. v.  
 v. J.) von einem anderen Recensenten geäußerte  
 Wunsch, der Verf. möchte sein Werk mit mehr  
 eigenthümlichen Bemerkungen ausstatten, ist in  
 der vorliegenden Fortsetzung in Erfüllung gegang-  
 en. Wir heben in Vergleichung mit dem vor-  
 züglich benützten v. Zeillerischen Commentare u.  
 a. folgende Stellen zum Belege unserer Behaup-

tung heraus. *Th. II.* S. 89 ad §. 438. — S. 175 ad §. 581. — S. 183 ad §. 595 — S. 219 ad §. 651 im Zusammenhange mit §. 682 und 683 S. 236 u. f. S. 345. u. f. ad §. 879. 3.) — S. 392. ad §. 948 — S. 393. ad §. 949. — so auch die Schlusßbemerkungen zum 951. und 952. §. S. 395 u. f. — zum 982 §. S. 418 — S. 452 ad §. 1024. — S. 501 ad §. 1101 — S. 583. ad §. 1236. — und S. 596 — 597 ad §. 1252. *Th. III.* S. 9. ad §. 1354 — S. 28 ad §. 1380 — S. 37 ad §. 1393. — S. 71 ad §. 1438 S. 96 ad §. 1476. — Da die Einrichtung und das Aeufsere dieser beyden Theile im Ganzen dasselbe ist, wie jenes des früher angezeigten 1. Bandes; so begnügen wir uns hier einige Bemerkungen über die angeführten Stellen beyzufügen. — Dafs der Eigenthümer sich der Justifizierung der Vormerkung eines Verkaufscontractes widersetzen könne, scheint uns ganz richtig, wenn die Verweigerung der *clausulae intabulandi* eine stillschweigende aufschiebende Bedingung der Uebertragung des Eigenthums in sich enthält. Der 438 §. sagt auch ausdrücklich, dafs die Pränotirung nur den Zweck habe, das Vorrecht des Käufers gegen spätere Uebernahme der Realität zu sichern. — Eben so gewifs scheint uns die vom Verf. ad §. 581 gezogene Folgerung zu seyn. Nur wäre hier zu bemerken, dafs die angeführten Clauseln nur um des Beweises, nicht um der Förmlichkeit Willen erforderlich seyen; da dieser Unterschied von praktischen Folgen ist. — Warum der 595 §. von besoldeten Hausgenossen keine Erwähnung macht, dürfte wohl nicht schwer zu erklären seyn. Es lassen sich nämlich hier zwey Fälle unterscheiden. Ist der Schreiber des Testamentes der Dienstherr, und ein besoldeter Hausgenosse Legatar, so paßt die Anordnung des 594 §. nach unsrer Ansicht nicht. Der §. 595 dehnt sie nämlich auf diesen Fall nicht aus. Der Grund einer Abhängigkeit, die das Zeugniß verdächtig macht, tritt hier nicht ein. Es scheint also der Gültigkeit des Legates nichts im Wege zu stehen. Ist hingegen ein besoldeter Hausgenosse Schreiber des Testamentes, und sein Dienstherr Legatar, so ist freylich die Analogie mit dem §. 594 vollkommen; allein die Fälle dürften wohl seltener vorkommen, wo jemand sein Testament von dem besoldeten Hausgenossen eines Andern schreiben liefse, und diesem einen Nachlafs zudächte. — Die Ausgleichung der wirklich schwer zu combinirenden §. 651 und 682 hat uns nicht befriedigt. Dagegen scheint zwischen §. 651 und

§. 683 gar keine Antinomie statt zu finden. Der Erstere spricht nämlich nur von dem Falle, dafs der Erblasser seinen Dienstleuten *überhaupt* etwas vermacht, der zweyte dagegen nur von einem Legate für einzelne, bestimmte Personen, bey denen nie von einer *Wahl*, sondern nur von *gesetzlicher* Auflösung eines Zweifels die Rede seyn kann. — Dafs ein Rechtsfreund die ihm anvertraute liquidirte Streitsache an sich lösen dürfe, scheint uns nicht so völlig ausgemacht. Der Verf. gibt selbst zu, dafs der Grund des Gesetzes (§. 879) hier nur zum Theil wegfallt. Auch die Execution ist ein Theil des streitigen Verfahrens, wo noch mancherley Schwierigkeiten zu beseitigen und Vortheile zu erhaschen sind. Man kann gegen nicht völlig günstige Urtheile die Restitution erhalten. Beym Concursprocesse insbesondere ist noch die Prioritätsfrage zu entscheiden. Auch würde eine solche Beschränkung Mittel genug an die Hand geben, die wohlthätige Absicht des Gesetzes durch Vorspiegelungen der Uneinbringlichkeit zu vereiteln. Auf jeden Fall könnte die Erlaubniß sich nur auf *rechtskräftig* entschiedene Streitsachen beschränken. — Mit den Schlusßbemerkungen ad §. 948 949 und 952, §. 982, §. 1024, §. 1252 und §. 1476 stimmen wir vollkommen überein. Dagegen scheint uns der ad §. 951 erhobene Zweifel durch die Betrachtung wegzufallen, dafs man bey der *querela inofficiosae donationis* auf den Zeitpunkt der Schenkung sehen muß. Dafs die Einwendung der Competenz (§. 1354) auch dem Bürgen entgegengesetzt werden könne, der die Schuld bezahlt hat, und seinen Regress gegen den Schuldner sucht, erhellt deutlich aus den §§. 1358 und 1361. — Auch folgt ganz richtig aus den Worten des 1380 §§, dafs bey einem wahren Vergleiche die Summe nach dem *scalamässigen* Curse vom Tage seines Abschlusses zu berechnen sey, wiewohl gar oft eine bloße Prolongation unter dem Nahmen eines Vergleiches zugestanden wird. — Bey §. 1393 hätte wohl auf den Unterschied hingedeutet werden sollen, der sich aus der ganz richtigen Schlusßbemerkung in Beziehung auf die *Amortisation* der 2 Gattungen von Schuldurkunden ergibt. — Vorzüglich wichtig ist endlich die ad §. 1438 eingeschaltete Vergleichung desselben mit dem in der Gerichtsordnung aufgestellten Grundsatz, dafs die Compensation nur in Form einer Widerklage angebracht werden könne.